

JUGENDLICHE INTERVIEWEN ZEITZEUGEN

WIR HABEN VIEL GLÜCK GEHABT.



INKL. DVD
HELMÜT SCHMIDT INTERVIEW

LEBENSGESCHICHTEN ZUR STURMFLUT 1962



Autorinnen und Autor

Stadtteilschule Stellingen

Lena Klemke, geb.1995 (Abitur 2014)
Beyza Erdur, geb.1995 (Abitur 2014)
Elmira Mohamadi, geb.1994 (Abitur 2014)
Marisol Gribner, geb.1999
Sophie Burmeister, geb.1999
Katja Lina Nehring, geb.1998
Masud Raufi, geb.1998
Katja Martha Wiegard, geb.1996 (Abitur 2016)

Ida Ehre Schule

Burcu Selim, geb.1996 (Abitur 2015)
Sandra Sandra Hasselfeldt, geb. (Abitur 2015)
Rümeysa Kaba, geb. 2000
Kaya Deußing, geb. 2000
Mira Frost, geb.1999
Annemarie Kawe, geb. 2000
Stella Gabrielides, geb.1997 (Abitur 2016)



Krisenstab im Polizeipräsidium am Karl-Muck-Platz



Quelle: Hamburger Abendblatt

Wir danken

- Heike Lemke, Archiv Helmut Schmidt im Neubergerweg für die Unterstützung unserer Recherchen
- Simone Neumann und Werner Tannhof, Bibliothek der Helmut Schmidt Universität
- Freimut Duve für das Vorwort
- dem Ersten Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg Olaf Scholz für das Grußwort
- der Loki und Helmut Schmidt-Stiftung, der Stiftung Hamburger Wohnen und dem Grundeigentümer-Verband für die Realisierung unseres Projekts
- den Zeitzeugen für ihre Offenheit und das Vertrauen
- dem Ohnsorgtheater für das Lektorat des Textes „De grote Floot“
- dem Fotografen Helmut R. Schulze für die historischen Fotos von Helmut Schmidt

Impressum

Erscheinungsjahr	Juni 2016
Herausgeber	Stadtteilschule Stellingen, Ida Ehre Schule
1. Auflage	1.000
Projektleitung	Cläre Bordes
Lektorat	Cläre Bordes, Katrin McClean
Layout	Art Direction Röwer, Kai D. Röwer
Druck	Druckerei WIRmachenDRUCK GmbH, Mühlbachstr. 7, 71522 Backnang
Bildnachweise	Tim Wendrich Photography S. 8, Thomas Müller S.10. Jürgen Heinemann S.19, 22, 28, 35, 36, 47. Heinz Petersen S.51, 57. Gerd Mertens S.52, 53. Ingrid und Roland Schefe Titelfoto, S.45. Cläre Bordes S. 12, 17, 29, 39, 44, 65. Raimund Dietzsch S. 26. Helmut R. Schulze, S.63, Julia Muhs, S. 2, 3. Helmut Schmidt Archiv S. 4. Regina Roß-Kluth S.54. Doris Michaels S.48. Katrin McClean S.60.

INHALT

Grußwort des Ersten Bürgermeisters.....	8
Vorwort.....	10
Interview mit Helmut Schmidt.....	12
Unsere Wohnung als Rettungsinsel.....	18
Eine Zeitreise durch Wilhelmsburg.....	22
Die Sturmflutnacht in der Öltraffinerie in Finkenwerder.....	26
De grote Floot!	28
Überleben auf dem Dach.....	29
Volljährig in die Sturmflut-Nacht	32
Sturm auf Waltershof	33
Mit dem Bautrupp gegen den gebrochenen Deich	36

Ein Polizei-Einsatz während der Sturmflut.....	39
Mein Vater gab mir Sicherheit.....	42
Die Flut kam bis zum Rödingsmarkt.....	44
Überall roch es nach Wasser	46
Die Flut brachte mir meinen Traummann	48
Sorge um meine Tanten.....	50
In der Röttiger Kaserne	52
Mit dem Bus durch die Flut	54
Mein Schutzengel hat Überstunden machen müssen	56
Schluss mit Schlittschuhlaufen.....	59
Im Büro von Helmut Schmidt – Interview mit Ruth Loah	60

A portrait of Olaf Scholz, the Mayor of Hamburg, standing in a room with wood-paneled walls and a large wooden door. He is wearing a dark suit, a white shirt, and a red and white striped tie. A semi-transparent grey box is overlaid on the bottom left of the image.

GRUSSWORT

Hamburg hat in seiner Geschichte viele Herausforderungen meistern müssen. Die Sturmflut von 1962 war eine besondere Herausforderung: In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar 1962 stieg das Wasser in der Elbe auf eine Höhe von 5,70 Meter über Normalnull und überschwemmte große Teile des Hafens und der Stadt. Die Flut zerstörte viele Gebäude und brachte die Hamburger Bürgerinnen und Bürger in große Not. Diese Fakten lernt jede Schülerin und jeder Schüler. Doch es braucht mehr als das, um die Geschichte wirklich verstehen zu können. Geschichte passiert nicht einfach, sie wird von den Beteiligten gemacht. So rettete der damalige Polizeisenator Helmut Schmidt mit seinem beherzten und unbürokratischen Eingreifen vielen Menschen das Leben. Es sind Persönlichkeiten, die mit ihrem Handeln die Geschichte prägen. Die Schülerinnen und Schüler der Stadtteilschule Stellingen und der Ida Ehre Schule haben 18 Zeitzeugen zu ihren Erlebnissen während der Sturmflut befragt. Entstanden ist ein Buch, das einen ganz persönlichen Blick auf die Ereignisse ermöglicht. Ein gelungenes Projekt, das Geschichte erlebbar macht.

A handwritten signature in blue ink, consisting of a stylized 'O' and 'S' followed by a horizontal line.

Erster Bürgermeister der
Freien und Hansestadt Hamburg
Olaf Scholz

A black and white portrait of Freimut Duve, an elderly man with white hair, resting his chin on his hand. The word "VORWORT" is overlaid in large, bold, black capital letters on a semi-transparent grey rectangular background at the bottom of the image.

VORWORT

Grundsatz: Global denken, lokal handeln.

Verglichen mit einigen anderen Städten Deutschlands hatten die Bomben Hamburg besonders getroffen – etwa 53 Prozent der Stadt. Nach dieser Halbzerstörung haben wir nicht nur den schwierigen Wiederaufbau erlebt, sondern auch den wahrlich nicht leichten und häufig nicht unbedingt überzeugten Abschied vom Nationalsozialismus.

Aus dem Osten waren tausende Bürger vertrieben worden. Die Flüchtlinge fanden eine neue Heimat auch in Hamburg. Wie die Schwester meiner Mutter, die sich mit ihrer Tochter aus Ostpreußen nach Hamburg durchgeschlagen hatte. Die beiden zogen zu meinen Großeltern nach Altona.

Viele Menschen fanden eine – oft behelfsmäßige – Unterkunft an den Rändern der Stadt, in den von der Elbe umgebenen Stadtteilen wie Wilhelmsburg oder auf der Veddel.

Gemeinsam erlebten wir Hamburger Bürger diese Gründungszeit unserer demokratischen Republik. Nach einer zerstörerischen, antidemokratischen Vergangenheit nun die gemeinsame Friedenshoffnung – in unseren Herzen und in unseren Köpfen.

Wir atmeten den Frieden in den sechziger Jahren im wieder aufgebauten Hamburg.

Doch dann wurde die Hansestadt von einer neuen Katastrophe heimgesucht: Täter waren diesmal nicht die Menschen und ihre Waffen, sondern das Wasser. Die große Sturmflut von 1962.

Viele Menschen gerieten in direkte Not durch diese Flut; einige entkamen ihr nur knapp, sie retteten nichts als ihr Leben. Das verdanken sie auch dem engagierten Politiker Helmut Schmidt, der, all seine Kompetenzen als Innensenator überschreitend, unter anderem mit Hilfe von Hubschrauberpiloten der Bundeswehr Frauen, Männer und Kinder von den Dächern oder aus den oberen Stockwerken ihrer überfluteten Häuser holen ließ. In meiner Erinnerung hat sich aber auch der Name einer unerschrockenen, zupackenden

Flut-Helferin fest verankert: der meiner Tante Annemarie Rohlf, die aus Ostpreußen 1945 nach Altona geflohene Schwester meiner Mutter. Sie hatte sich nach dem Krieg mit einer kleinen Wäscherei selbstständig gemacht. Wen immer sie von den verzweifelten Wilhelmsburger und Veddeler Bürgern mit ihrem kleinen Lieferwagen erreichen konnte, dem half sie auf ihre Weise: Sie sammelte Berge verschlammter, stinkender und nahezu unbrauchbar gewordener Wäsche ein und lieferte sie einige Tage später wieder an ihre Besitzer aus, frisch gewaschen und gemangelt. Eine kleine Hilfe, gewiss. Aber es gelang ihr, mit ihren Mitteln für einen kurzen Moment ein Lächeln auf die Gesichter der erschöpften Bewohner zu zaubern. Sie war wahrlich nicht die Einzige, die zur Hilfe bereit war.

Beim Wiederaufbau wie bei der Masseneinwanderung: Stets haben in vielen Städten und Gemeinden unseres Landes Bürgerinnen und Bürger miteinander für ihre Kinder und ihre Zukunft hart gearbeitet.

So sind wir deutschen Bürger des 21. Jahrhunderts mit unseren gemeinsamen Erfahrungen die Kinder der historischen Kultur und Natur geworden und wollen es in gemeinsamer Verantwortung bleiben. Das erfordert jedoch den wachen und erweiterten Blick auf globale Krisensituationen, auf Kriege, aber auch auf Natur- und Umweltkatastrophen. Beides können wir beinahe täglich in den TV-Nachrichten verfolgen, den Krieg in Syrien, durch Klimaveränderungen hervorgerufene Dürren in Afrika, Überschwemmungen in den USA, auf den Philippinen und immer wieder im geschundenen Bangladesh, einem der ärmsten Länder der Welt. Aber, egal wie nah oder wie fern die Katastrophen sind, jeder von uns kann auf seine Weise einen Teil dazu beitragen, Not zu lindern. Vielleicht sogar zu verhindern.

Freimut Duve, Mai 2016



IM INTERVIEW HELMUT SCHMIDT

30. JUNI 2015, PRESSEHAUS, SPEERSORT

Über die Hamburger Sturmflut

Am 30. Juni 2015 interviewten die Schülerinnen Marisol Gribner und Sophia Burmeister den damaligen Polizeisenator und späteren Bundeskanzler Helmut Schmidt im Pressehaus am Speersort zur Sturmflut 1962 in Hamburg. Es war eines seiner letzten Interviews, in dem er die Schülerinnen auch an seinen Lebenserinnerungen teilhaben ließ.

Wenn Sie auf ihr Krisenmanagement zur Zeit der Sturmflut zurücksehen, was geht Ihnen dabei als Erstes durch den Kopf?

Da muss ich zunächst die Vorgeschichte erzählen. 1961 war ich bereits seit acht Jahren Mitglied des Bundestages für die SPD. Bei einem Landesparteitag kurz vor der Hamburger Bürgerschaftswahl erklärte ich der Hamburger Sozialdemokratie, dass ihre Art, die Hamburger Stadt zu verwalten, blödsinnig war. Denn im Gegensatz zu den meisten anderen Städten hatte Hamburg damals keinen Innensenator. Ich sagte: Wenn euch mal ein Flugzeug auf den Rathausmarkt fällt, dann rennt ihr alle durcheinander wie die Hühner, und die Behörden auch. Darüber haben sich die alten Senatoren der SPD furchtbar geärgert. Als sie dann die Wahl gewonnen hatten, wollten sie es mir heimzahlen und schlugen mir vor, ich solle doch nach Hamburg kommen und den Innensenator machen. Dafür musste ich allerdings den Bundestag verlassen. Doch der damalige Parteivorsitzende Erich Ollenhauer hat mich ermutigt: „Mach das mal“, sagte er, „da lernst du zu verwalten.“

Und dann kam ganz schnell die Flut und es ist genauso gekommen, wie ich es vorhergesagt hatte. Die Beamten liefen durcheinander wie die aufgeregten Hühner. Die Hamburgische Polizei nahm wie eine Generalstabszentrale von all ihren Polizeiwachen Meldungen entgegen und setzte daraus ein Mosaik über die Lage zusammen, das machte sie aber auch nicht wesentlich schlauer.

Ich war als Innensenator eigentlich noch gar nicht richtig eingearbeitet und zu Beginn der Flut auch grad in Berlin bei einer Innenministerkonferenz. Als ich davon hörte, fuhr ich aber trotzdem sofort los, was gar nicht so einfach war. Wir mussten durch einen gewaltigen Sturm, überall fielen Bäume über die Straße, um 11 Uhr abends kam ich dann in Hamburg an.

Zufällig hatten wir gerade Besuch. Das befreundete Ehepaar Arnold hatte es gerade mit unserer Hilfe geschafft, aus der DDR auszureisen und saß nun mit seinen beiden Töchtern bei uns zu Hause. Außerdem war noch eine Ehepaar da, denen wir im Krieg geholfen hatten, nach Schweden zu kommen. Zu dem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass in Wilhelmsburg bereits Menschen starben, und die Hamburger Polizei dachte nicht mal daran, mich zu informieren, weil sie glaubten, ich sei noch in Berlin. Das ist die erste Erinnerung, was die Behörden betrifft. Aber genauso wichtig ist meine erste Erinnerung an die Hamburger Bevölkerung, mein Eindruck von der unglaublichen Hilfsbereitschaft der Leute, die selbst gar nicht betroffen waren. Und dann gab es eine Reihe glücklicher Zufälle. Ich hatte ein dickes Buch über die Strategie der Nato geschrieben und war gut bekannt mit dem Oberbefehlshaber der Nato für Europa, das war ein amerikanischer General.

Nachdem mich die Hamburger Polizei endlich in das Problem eingeweiht hatte, bin ich morgens um 6 Uhr ins Polizeipräsidium gefahren und hab den angerufen. Bei jedem anderen hätte der Mann vermutlich gedacht: „Das muss ein Verrückter sein. Der holt mich aus dem Schlaf und sagt mir, hier steht die Nordsee auf den Dächern.“ Aber mich kannte er zum Glück und ich sagte ihm, was ich brauche. Vor allem Hubschrauber, mit denen man auf den Dächern der Wochenendhäuser landen kann, ohne dass die Häuser darunter zusammenbrechen und Schlauchboote mit Antrieb. Nach zwölf Stunden hatte er eine riesenhafte Armada von Hubschraubern und Gummibooten nach Hamburg geholt. Ich hatte bei meinen ersten Einschätzungen um die zehntausend Tote befürchtet, am Ende waren es dreihundert. Da war viel Glück und Zufall dabei.

Aber Sie haben sich eingesetzt, sie haben die Telefonate geführt.

Ich hab natürlich das Kommando übernommen. Das Krisenzentrum war im damaligen Polizeipräsidium am Karl-Muck-Platz, gegenüber der Musikhalle. Aber die vergleichsweise geringe Zahl an Toten verdanken wir der Hilfsbereitschaft des Militärs. Die Deiche waren an 60 Stellen gebrochen. Die meisten in Kirchdorf, an der Süderelbe und vor allen Dingen in Waltershof. Waltershof war damals ein trockenes Hafenbecken mit einem intakten Abschluss zur Elbe, an dessen Rändern sich Laubenkolonien befanden. Hunderte von Hamburgern, die 1943 bei der Bombenkatastrophe ausgebombt wurden, lebten dauerhaft dort. Die waren jetzt vom Wasser gefangen und erfroren auf den Dächern. Man konnte nicht mit einem schweren Hubschrauber auf diesen Wochenendbuden landen. Ich habe mich damals über alle Vorschriften hinweggesetzt. Selbst über das Grundgesetz. Wir haben die Leute zum Teil gegen ihren Willen dort abgepflückt. Manche wollten dort bleiben, obwohl es eisig kalt war.

Wir haben von einem Zeitzeugen gehört, dass Sie damals einen Schießbefehl gegen Plünderer erlassen haben! Stimmt das?

Das stimmt gewiss nicht. Ich weiß von Gerüchten, dass ein höherer Polizeibeamter so einen Befehl gegeben haben soll. Ich selber habe keinen Schießbefehl gegeben. Quatsch, dummes Zeug. Aber man traut mir alle möglichen Dummheiten zu.

In der Zeit brach das Stromnetz in Hamburg zusammen. Wie war die Situation?

Es gab Stadtteile, da gab es noch Strom. Das Schlimmste war, dass das Telefon nicht ging. Man konnte nicht mit Waltershof, Finkenwerder, Wilhelmsburg oder mit der Veddel telefonieren. Es war eine der empfindlichsten Schwierigkeiten, dass man immer jemanden hinschicken musste.

Man brauchte einen Beamten, der in der Lage war, mit einer beschissenen Situation umzugehen und trotzdem seinen Befehl auszuführen, und er musste eine Verbindung zum nächsten Ortsamtsleiter herstellen. Das Wichtigste an der Flutkatastrophe ist in meinen Augen die Erfahrung der Hilfsbereitschaft von Menschen, die nicht betroffen waren, für diejenigen, die ihr Haus und Hab und alles verloren haben in einer einzigen Nacht. Ich habe damals jedem, der sein Haus verlassen musste, 50 D-Mark auszahlen lassen. Das war ein schwerer Verstoß gegen die Hamburger Verfassung. Der damalige Finanzsenator hat es mir sehr übel genommen. Ich bin gleich zu Beginn mit einem leichten Polizeihubschrauber über das Gebiet geflogen. Daher kam auch meine erste Einschätzung, dass wir mit zehntausend Toten rechnen müssten. Hunderte von toten Kühen schwammen im Wasser und ich rechnete mit einer Seuche. Ich hab meine Frau gebeten, den Neubergerweg rauf und runter zu gehen. Sie sollte bei allen Leuten klingeln und sagen, sie müssen ihr Trinkwasser abkochen, weil es wegen der toten Tiere möglicherweise verseucht war. Die Cholera war gerade erst eine Generation vorher gewesen. Eine Seuche hat es nicht gegeben. Wir haben viel Glück gehabt.

Der Politiker Helmut Schmidt

Welcher Leitsatz oder Grundgedanke hat Sie als Bundeskanzler begleitet?

Das Erste, was ich 1974 gedacht habe, war, dass ich die damalige Koalition zwischen Sozialdemokraten und Freien Demokraten mit Anstand bis zur nächsten Wahl führen musste. Mit Anstand, ohne Leitsatz. Nachträglich, später als alter Mann, habe ich schöne Leitsätze erfunden, nachträglich könnte ich Ihre Fragen beantworten, aber damals hätte ich das nicht gekonnt.

Welche Leitsätze sind das heute?

Das öffentliche Wohl, nicht das Wohl der eigenen Partei oder der eigenen Koalition ist der höchste Wert. *Salus populi suprema lex esto.* (Cicero)

Welches würden Sie als Ihr größtes Lebenswerk bezeichnen?

Würde ich nicht tun!

Wenn Sie auf Ihr Leben zurückblicken, gibt es etwas, das Sie komplett anders gemacht hätten?

Ich habe sicherlich vieles falsch gemacht, aber das werde ich nicht vor Ihnen ausbreiten.

Haben Sie ein Rezept für eine Welt ohne Kriege?

Ein schöner Wunschtraum.

Man hört momentan von vielen Terroranschlägen des IS. Warum unternehmen die Länder nichts dagegen? Was könnte man gegen Terroranschläge unternehmen?

Relativ wenig können Sie machen. Wir bekommen jeden Tag Nachrichten von Hunderten, manchmal Tausenden, die im Mittelmeer umkommen. Die, koste es, was es wolle, auf jeden Fall raus wollen aus Afrika, raus wollen aus dem muslimischen Teil von Nordafrika. Die politischen Instanzen in Europa sind zurzeit kaum handlungsfähig. Wenn es bei der heutigen Handlungsunfähigkeit bleiben sollte, dann werden wir im Jahre 2050 überschwemmt sein mit Flüchtlingen.

Haben Sie Angst um Europa?

Die heutige Lage ist ziemlich beschissen und es gibt zurzeit niemanden, der die Führung übernehmen will. Frau Merkel hat Recht, dass sie die Führung nicht übernimmt. Wenn sie die Führung übernehmen würde, was sie könnte, würde es nur ein einziges Jahr brauchen, dass andere Leute ihr das übel nehmen und im zweiten Jahr würden alle übrigen Europäer auf die Deutschen mit dem Finger zeigen.

Sie hat Recht, dass sie sich zurückhält. Wir erleben einen Privatkrieg in Syrien und im Irak mit einem neu gegründeten terroristischen Staat, der sich IS nennt. Es ist alles ein bisschen viel für uns, und jedenfalls ist es zu viel für die nicht vorhandene Führung Europas.

Sie besuchten die damalige Lichtwarkschule. Welchen Einfluss hatten ihre Lehrerinnen und Lehrer auf ihr Leben?

Am meisten hab ich ihnen die Fähigkeit zum selbständigen Arbeiten zu verdanken. Wir mussten jedes Jahr eine Jahresarbeit abliefern. Das wurde sehr ernst genommen. Man musste mit dem Klassenlehrer das Thema gemeinsam bestimmen. Normalerweise akzeptierten die Klassenlehrer die Themen, die wir angegeben haben, und dann haben wir ein halbes Jahr gebraucht, um diese Arbeit abzuliefern. Es war eine gute Erziehung zur Selbständigkeit. Abgesehen davon war die Lichtwarkschule an schönen Künsten orientiert: Malerei, Skulptur, Musik. Wir hatten mindestens zwei Orchester, mindestens zwei Chöre. Wir konnten in der Klasse vom Blatt einen vierstimmigen Chor singen. Das kann heute keiner mehr.

Erinnern sie sich an die Themen Ihrer Jahresarbeiten?

Mit 16 habe ich zwanzig Kirchenlieder in einen vierstimmigen Satz gesetzt und abgeliefert. Mein Musiklehrer war damit zufrieden. Ein bis zwei Jahre zuvor ging es um die Konkurrenz der vier Häfen Rotterdam, Antwerpen, Bremen und Hamburg. Ich weiß nicht mehr, was ich geschrieben habe, aber heutzutage müsste ich zugeben, dass Bremen völlig abseits geraten ist. Der Hamburger Hafen hat einen gewaltigen Aufschwung genommen, noch gewaltiger war der Aufschwung von Rotterdam.

Sie haben zu Ida Ehre ein besonderes Verhältnis gehabt. Ich habe diese Künstlerin geliebt! Sie hat nach dem Krieg die Kammerspiele gegründet und die ersten

drei Jahre von 1946 bis 48 waren unglaublich. Sie brachte dort alle möglichen Stücke, von deren Existenz wir gar nichts wussten. Ich erinnere ein Stück von Thornton Wilder: „Wir sind noch einmal davon gekommen“. Das muss 1947 gewesen sein.

Sie sind viel in der Welt herumgekommen. Welcher Mensch, welcher Politiker oder welche bekannte Größe hat Sie am meisten beeindruckt?

Da muss ich drei Personen nennen. Das eine ist der Ägypter Anwar al Sadat. Er hat mich enorm beeindruckt und beeinflusst. Er ist lange tot. Zweitens muss ich den Chinesen Deng Xiaoping nennen. Er hat von Mao Tse-tung die Führung Chinas übernommen und hat China für die Weltwirtschaft geöffnet. 1975 habe ich Mao in seiner Hauptstadt besucht. Da gab es China in der Weltwirtschaft überhaupt nicht. Heutzutage ist China die zweitgrößte Volkswirtschaft der Welt. Das ist Deng Xiaopings Werk. Sein Werk wird durch den schlimmen Zusammenstoß am Tian'anmen Platz im Laufe des Jahres 1989 überschattet.

Als drittes muss ich den Amerikaner Gerald Ford nennen. Gerald Ford war nur zweieinhalb Jahre Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Er ist es unter ungewöhnlichen Umständen geworden und gewesen. Er war Mitglied des Abgeordnetenhauses, und als der damalige Vizepräsident Spiro Agnew wegen eines Skandals zurücktreten musste, hat der amerikanische Präsident Nixon den Abgeordneten Gerald Ford zum Vizepräsidenten ernannt. Kurze Zeit darauf kam der Watergate Skandal und der Präsident selber musste zurücktreten. So wurde der von ihm ernannte Vizepräsident sein Nachfolger. Ford hat als erstes dafür gesorgt, dass der abgetretene Präsident von der Strafverfolgung freigestellt wurde. Damit hat er die Amerikaner vor einer Zerreißprobe bewahrt. Ich habe ihn für seinen Mut bewundert.

Auch den Chinesen Lee Kuan Yew möchte ich nennen. Er hat die einst verkommene malaysische Stadt Singapur zu einem Stadtstaat gemacht und sie mit eiserner Faust geführt. Er war kein Demokrat, aber der Lebensstandard der Bewohner ist heute höher als in Hamburg. Fast alle haben eine Eigentumswohnung, die Umgangssprache ist Englisch. Alles sein Werk. Er ist 2015 gestorben.

Was würden Sie uns Jugendlichen mit auf den Weg geben?

Fragen Sie mich was Leichteres. Sie leben in einer Zeit, in der die Welt sich schneller verändert als in früheren Jahrhunderten. Nicht nur weil es immer mehr Menschen gibt, auch weil die Zivilisation sich

völlig verändert. Denken Sie bitte daran, dass heute vor hundert Jahren Charles Lindbergh zum ersten Mal in einem Flugzeug über den Ozean flog. Er brauchte keine Angst zu haben, mit einem anderen Flugzeug zusammenzutreffen. 15 Jahre später fingen wir an, uns gegenseitig mit Flugzeugen zu behaken, sie warfen Bomben, schossen sich gegenseitig ab. Ein halbes Jahrhundert später fielen die ersten Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Eine unglaublich schnelle technologische Entwicklung. Was aus der heutigen Internet-Entwicklung wird, kann man nicht vorhersehen. Das wird Ihr Leben ganz entscheidend beeinflussen.

Autorinnen: Marisol Gribner und Sophia Burmeister



*Erinnerungen von Ilse Röpcke, geb. 1930
aufgeschrieben von Burcu Selim und Sandra Hasselfeldt*

Unsere Wohnung als Rettungsinsel

Zur Zeit der Sturmflut war ich 32 Jahre alt und habe mit meinem Mann in Wilhelmsburg in einem Häuserblock im 2. Stock gelebt und in Bahrenfeld in einer Fabrik gearbeitet. Den ganzen Tag vor der Flutnacht war schon ein schlimmer Sturm. Die Polizei ist von morgens bis abends mit Blaulicht durch die Straßen gefahren. Jedoch hat dies niemand gehört, da der Sturm draußen viel zu stark und laut war. Eine drohende Flut wurde weder durch das Radio noch durch Nachrichten im Fernsehen angekündigt.

Mein Mann und ich kamen vom Spätdienst und haben unser Auto in die Garage gestellt, die direkt am Ernst-August-Kanal lag. Das Wasser stand dort schon ziemlich hoch. Wir beide haben gehofft, dass es nicht noch überläuft.

Wir haben nichts Schlimmeres geahnt und sind deshalb unbedarft zu Bett gegangen. Nachts kam die Flut daher sehr überraschend für uns.

In der Nacht weckte mein Mann mich mit den Worten: „Ilse, da klopfen welche auf die Autos!“ Wir gingen ans Fenster und sahen nach draußen. Es schwammen alle möglichen Gegenstände, die in den Lauben wa-

ren, wie Autos, Kühlschränke, Waschmaschinen, Küchenschränke und vieles mehr, durch die Straßen. In diesem Moment konnten wir das gar nicht fassen. Wir waren wie weggetreten und konnten nicht glauben, dass das die Realität sei. Es war wie ein Traum. Mein zweiter Gedanke war, dass ganz Hamburg unter Wasser stehen musste.

Das Schrebergartengebiet war der Ort, an dem die meisten Leute ums Leben gekommen sind. Da wir in einem Häuserblock lebten, sind ständig Menschen angeschwommen, die wir dann zu uns ins Haus nahmen. Sie waren vollkommen durchnässt und halb erfroren. Sie haben von uns trockene Kleidung bekommen. Wir haben ihnen gegeben, was wir konnten. In diesem Moment ist man einfach selbstlos und denkt nicht mehr nur an sich.

Unser Strom, die Toilette und die Heizung waren nicht mehr benutzbar. Wir stellten Kerzen auf, um etwas und vor allem um uns sehen zu können.

Die größte Sorge hatten wir um meine Schwägerin, die mit ihrer Familie in einer Laubenkolonie in Wilhelmsburg in einem festen Häuschen wohnte. Wir



Nordmeerstraße, Finkenwerder

hatten Angst, dass unsere Verwandten in der Flut ertrinken oder in der Kälte erfrieren könnten. Am nächsten Morgen fuhr mein Mann mit einem Paddelboot los und wollte zu Wilma, meiner Schwägerin, um zu sehen, ob sie und ihre Familie noch am Leben waren. Ich weiß nicht genau, wie er dorthin gekommen ist, später habe ich auch nicht mehr nachgefragt. Als er dort ankam, saßen Wilma und ihre Familie im oberen Geschoss auf den Betten, weil die unteren Räume alle unter Wasser standen.

Sie warteten und hofften auf Rettung, die sie durch die Soldaten bekamen. Kurze Zeit später wurden sie in die Turnhalle einer Harburger Schule gebracht und wir waren ein wenig beruhigter, da wir sie wieder in Sicherheit wussten.

Wir waren einfach hilflos in dieser Zeit. Wir waren eingeschlossen in unserer Wohnung, da wir nirgends

hin konnten und auch alles abgestellt war. Aufgrund des Hochwassers konnte auch nicht gearbeitet werden.

Wir hatten keinerlei Kommunikationsmöglichkeiten zur Außenwelt. Als das Wasser langsam anfang zu rückzugehen, bekamen wir Propangasflaschen, um damit Essen zu kochen. Es wurden auch noch Stützpunkte an verschiedenen Orten geschaffen, wo die Menschen sich Nahrung holen konnten. Wir waren jedoch viel zu beschäftigt mit unseren Verwandten, um überhaupt auf die Idee zu kommen, uns Essen zu holen.

Hubschrauber kamen ebenfalls und haben auf den Dächern Körbe mit Getränken abgesetzt.

Wenn man das Haus verlassen wollte, musste man immer schauen, ob Ebbe oder Flut war, denn der Deich hatte ein riesiges Loch.

Nach einigen Tagen haben wir die Familie meiner Schwägerin auf unsere Verwandten aufgeteilt, damit sie nicht mehr in den Turnhallen leben mussten. Einer hat bei meinem Bruder gelebt, zwei bei meiner Mutter und bei uns haben mein Schwager und meine Schwägerin gewohnt. Man konnte keine öffentlichen Verkehrsmittel nutzen. Wenn man Glück hatte, hatte man selbst ein Paddelboot oder eines gefunden, um sich damit fortzubewegen.

Wir Hanseaten sind eigentlich auf alles vorbereitet. Wir haben zuhause Vorräte, mit denen wir bis zu drei Monate auskommen können, da wir das noch aus Kriegszeiten kennen. Die Rettungsaktionen begannen mit den Soldaten, die mit Schlauchbooten ankamen und durch die Kolonien gefahren sind. Zu diesem Zeitpunkt ist mein Mann mit seinem Paddelboot rumgefahren. Die Soldaten baten ihn, in den Lauben nach Leichen Ausschau zu halten, da sie mit ihren Booten nicht hinkamen. Mein Mann erzählte mir jedoch, dass er den Soldaten diesen Gefallen abschlagen musste, weil er, auch wenn er im Krieg war, keine Leichen sehen konnte.

Erst nach 14 Tagen war das Wasser komplett abgelaufen. Straßenbahnen fuhren auch nicht mehr, da die Straßen kaputt waren. Die Harburger Chaussee, die eine Verbindung zwischen der Veddel und der Innenstadt war, hatte ein riesiges Loch, in dem ein Bus lag. Man konnte nur noch das Dach sehen. Ich glaube nicht, dass Tote in diesem Bus waren, aber mit Sicherheit kann ich das auch nicht sagen.

Die jungen Menschen, die sich mit ihrer Kleidung einer Gruppe angehörig zeigen wollten, also diejenigen, wo einige sagten: „Oh wie sehen die denn aus.“, sind diejenigen gewesen, die am meisten mitgeholfen haben. Sie haben die Straßen wieder aufgebaut,

die Schienen wieder gelegt ... Das ist wirklich etwas, was mir bis heute im Kopf geblieben ist. Da hätte sich mancher Ältere eine Scheibe abschneiden können.

Es gab auch ein paar gute Erlebnisse in diesen Tagen. Als wir zu unserer Schwägerin gegangen sind, waren die Wände des Hauses mit einer dicken Schlammpaste bedeckt. Wir haben Spachtel genommen und versucht, den Schlamm abzukratzen. Das wurde mit der Zeit ziemlich lustig.

Als wir in unserem Wohnzimmer mit den Betroffenen der Flut saßen, haben wir Kerzen angezündet und haben uns über viele Themen unterhalten, hauptsächlich natürlich über unsere Familie, Verwandte und Bekannten, von denen wir noch nichts gehört hatten. Wir waren in dieser Situation einfach eine Gemeinschaft. Wir haben zusammengehalten und versucht, das Beste daraus zu machen, indem wir es mit Humor sahen und die getrübbte Stimmung damit überlötten, weil man mit einer schlechten Stimmung eh nichts ändern konnte.

Wir haben versucht, alles positiv zu sehen und haben auch viele Witze gemacht. Eine ganz lustige Episode war, dass mein Schwager Bier und Brause in seinem Laden verkaufte. Die Scheine, die durch die Flut in der Kasse nass geworden sind, haben wir in Gummistiefeln auf einer Wäscheleine in seinem Haus zum Trocknen aufgehängt. Sein Haus auf Vordermann zu bringen, war das Schönste für uns.

In den betroffenen Gegenden hat es Wochen gedauert, bis die untersten Etagen frei von Wasser waren. Der Deich hatte ein so großes Loch bekommen. Ehe sie das wieder zubekommen haben, gab es immer wieder Ebbe und Flut und die unteren Etagen standen immer wieder unter Wasser. Das erste Mal, dass man wieder die Straße betreten konnte, war wie ein Geschenk

für mich. Die Hilfe vom Staat während dieser Zeit war sehr gut. Man konnte sich Geld und Lebensmittel besorgen. Außerdem konnte man seine Schäden melden und bekam in vielen Fällen Entschädigung. Die größten Verluste hatten natürlich die Leute zu beklagen, die in den unteren Etagen gewohnt hatten. Sie hatten durch die Flut einfach alles verloren. Es hat nur ein Dreivierteljahr gedauert, bis diese Menschen alle eine neue Wohnung bekommen haben.

Zu uns kamen während der Flut alle Nachbarn aus dem ersten Stock und Menschen aus den Laubkolonien. Es war für uns eine Selbstverständlichkeit, diese Personen aufzunehmen. Erst am Montag fingen wir langsam an, uns zu fragen, wann der normale Alltag wiederkehren würde. Wann wir wieder all die Dinge tun konnten, die gerade nicht möglich waren.

Das einzige, was nicht gut organisiert war, waren die Warnungen vor dem Sturm.

Man hätte schon am Abend vorher etwas ankündigen sollen. Mein Mann und ich sind friedlich zu Bett gegangen. Wir rechneten nicht mit diesem Ausmaß des Sturmes. Wir sind ja noch am Abend vor der Flut mit dem Auto nach Hause gefahren und nicht einmal im Autoradio haben wir davon gehört. Ich bin mir ziemlich sicher, dass so etwas heute nicht mehr passieren würde. Damals war der technische Fortschritt noch nicht so weit wie heutzutage.

Die Siele und Deiche wurden gleich nach der Flut erhöht und aufgearbeitet. 1962 waren die Deiche sehr alt und sind nicht richtig gewartet worden. Auch waren einige Stellen noch von Bomben aus dem Krieg beschädigt. Das hätte man schon längst reparieren müssen. Für mich war es schrecklich, dass so viele Menschen ums Leben gekommen sind. Für diese Menschen wurde im Hamburger Rathaus eine Trauer

feier ausgerichtet, an der wir aber nicht teilgenommen haben, weil wir uns sagten, dass wir lieber hier vor Ort helfen. Hier haben wirklich alle mit angefasst und mitgeholfen.

Der Chef meiner Firma war sehr großzügig. Meine Freundin ist damals zu ihm gegangen und hat ihm Grüße von einer Mitarbeiterin bestellt und gesagt, dass sie momentan noch nicht zur Arbeit kommen kann. Mein Chef hat ihr weiterhin das Gehalt überwiesen und gesagt, dass sie so lange helfen kann, wie sie gebraucht wird. Mein Mann wurde jedoch, weil er drei Wochen lang nicht bei der Arbeit erschienen ist, entlassen und musste Arbeitslosengeld beantragen. Eine Sache werde ich nie vergessen. Mein Mann und ich schauten in der ersten Nacht der Sturmflut aus unserem Fenster und sahen gegenüber von uns am Baumstamm ein Auto, das mit der Schnauze nach oben zeigte und die ganze Nacht gehupt hat, bis schließlich die Batterie leer war. Wir hätten keine Chance gehabt, dieses Auto zu erreichen, ohne unser Leben zu riskieren. Das war für uns beide der grausamste Moment, weil wir in der Ungewissheit lebten, ob ein Mensch in diesem Auto saß.

Dieses Bild, das bei mir im Kopf geblieben ist, hängt im Museum für Hamburgische Geschichte.

Trotz allem bin ich sehr glücklich mit meinem Leben und dem, was ich habe. Leider gibt es heutzutage viel zu viele Menschen, die nicht zufrieden mit ihrem Leben sind, obwohl sie genug haben, um glücklich zu sein. Aber ich kann sagen, dass ich es nach all dieser Zeit immer noch bin.



*Erinnerungen von Helga und Rolf Petersen,
geb. 1944 und 1941
aufgeschrieben von Lena Klemke*

Eine Zeitreise durch Wilhelmsburg

Schon an der S-Bahn-Haltestelle in Wilhelmsburg nahm mich das Ehepaar Petersen mit auf eine Zeitreise quer durch Wilhelmsburg und Umgebung. Anlass dafür war die Erinnerung an die Sturmflut 1962, die beide miterlebten. Rolf Petersen war damals 21 Jahre alt und lebte bei seinen Eltern in der Peter-Beenck-Straße 35. Schräg gegenüber wohnte seine jetzige Frau.

„Er hat mich damals immer geärgert. Aber das war ja normal, immerhin bin ich vier Jahre jünger als er!“, antwortete mir Frau Petersen auf die Frage, ob sie als Kinder viel zusammen gespielt haben. Wir sind auf dem Weg zur Wilhelmsburger Reichsstraße, denn dort hat für Herrn Petersen alles angefangen. Dabei kommen wir an dem Denkmal für die Opfer der Sturmflut 1962 vorbei. Wir halten an und steigen aus. Mitten auf einer Erhöhung steht ein gewaltiger Stein mit Gravuren. Auch das Denkmal im Hintergrund ist beschildert und verweist auf die Opfer der Sturmflut. Vor dem Stein steht ein Sockel mit einem Bronze-Relief, das die Geschichte der Eindeichung von Wilhelmsburg aufzeigt. Wir fahren weiter und kommen nach einiger Zeit zur Wilhelmsburger Reichsstraße.

„Ich war damals bei der Bundeswehr, in der Panzerbrigade 7 in Fischbek. Wir waren auf dem Rückweg von einer 36-Stunden-Übung und hörten früh morgens von der Sturmflut. Es wurden Ortskundige gesucht, die die Befahrung der Wilhelmsburger Reichsstraße von Harburg nach Hamburg prüfen sollten. Da alles unter Wasser stand, gab es keine offensichtliche Orientierung. Wir saßen zu zweit in einem Siebeneinhalbtonner und fuhren ganz langsam die Straße entlang.“

Ich blicke aus dem Autofenster nach draußen. Heute ist die Wilhelmsburger Reichsstraße mit Leitplanken versehen und rechts und links stehen Bäume.

„Diese Orientierungen, die Sie jetzt hier sehen, hatten wir damals nicht. Ich kann mich gut daran erinnern, wie ein Feuerwehrauto von der Fahrbahn abgekom-

men war. Es lag auf der Seite und half mir dadurch, den Verlauf der Straße besser abschätzen zu können. Da wir nicht wussten, wie tief das Wasser war und rechts und links der Straße tiefe Gräben vorhanden waren, fuhren wir sehr, sehr langsam. An dieser Stelle gab es eine langgestreckte Kurve, die ich durch das Rathaus, das im Hintergrund zu sehen war, sicher durchfahren konnte.“

Herr Petersen zeigt auf einen erhöhten Straßenabschnitt.

„Hier wurde die Reichsstraße dann wieder sichtbar und ging in einen Damm über. Im Bereich der Eisenbahnüberführung an der Veddel versank die Straße dann wieder im Wasser und wir näherten uns vorsichtig der Unterführung. Der LKW versank immer tiefer im Wasser und plötzlich streikte der Motor, es gab kein Zurück mehr.“

Während wir die Straße auf und ab fahren, versuche ich mir vorzustellen, wie damals alles ausgesehen haben muss. Immer, wenn wir eine Erhebung hinter uns lassen und die Straße bergab führt, tauchen in meinem Kopf Bilder aus Dokumentationen über die Flut auf.

Auf dem Weg zur Peter-Beenck-Straße fahren wir an dem Deich vorbei, der in der Nacht von Freitag auf Samstag 1962 brach und fast 200 Menschen in den Tod riss. Wir halten an und steigen auf den Deich, der nach der Flut aufgestockt wurde. Ich kann weit bis zur S-Bahn-Haltestelle Veddel sehen. Zu meiner Linken ist Wasser, im Moment völlig ruhig. Es ist mir nicht möglich, mir vorzustellen, dass das Wasser über den Damm steigen könnte, der so gewaltig, stark und unerschütterlich unter meinen Füßen ruht. Zu meiner Rechten befinden sich einerseits Häuser, andererseits ist dort ein Gewerbegebiet zu sehen.

„Dort war vor der Flut eine große Anlage mit Kleingärten. Nachdem so viele Menschen in ihren kleinen Gartenhütten von den Wassermassen überrascht und getötet wurden, hat man sich dazu entschlossen,

die Gärten nicht zu erneuern, sondern das Gebiet als Gewerbegebiet zu verkaufen.“

Während Frau Petersen mir das erzählt, wandert ihr Blick über die vielen Firmen, die dort ansässig sind. Ich schaue auf den Boden und kann ganz genau sehen, wo damals der alte Damm geendet hat und wo der neue aufgestockt wurde.

„Zur Innenstadt war nicht durchzukommen. Pioniere aus Celle, die hier noch mit einem Sturmboot unterwegs waren, holten uns aus unserem LKW und nach kurzer Beratung fuhren wir zurück bis zum Wilhelmsburger Rathaus. Hier wollten wir den Bereich westlich der Reichsstraße, also auch die Peter-Beenck-Straße, abfahren und sehen, ob Hilfe gebraucht wurde.“

Wir sind mittlerweile in dem Wohngebiet angekommen, in dem das Ehepaar fast 60 Jahre gelebt hat. Zur Rechten befindet sich das kleine weiße Häuschen, in dem Herr Petersen aufgewachsen ist, zur Linken das von Frau Petersen. Die niedrigen weißen Zäune, die beide Häuser und Gärten von der Straße abtrennen, haben sie damals selber gesetzt.

„Die kleinen Dächer über den Eingängen waren teilweise von Wasser verdeckt. Es gab keinen Strom, keine Heizung, kein Wasser und man hatte lediglich nur Tagesbedarf an Lebensmitteln in den Häusern. Viele aber wollten doch die Häuser verlassen, zu Bekannten oder in Notunterkünfte nach Harburg. Mit den Sturmbooten haben wir die Bewohner zur Reichsstraße gebracht, wo Bundeswehrfahrzeuge die Menschen nach Harburg brachten. Die Menschen aus ihren überfluteten Wohnungen zu holen, das ist für mich der prägendste Moment während der gesamten Zeit geblieben. Am schlimmsten war es, als wir in die Peter-Beenck-Straße einbogen und die Wasserwüste sahen und die Häuser unserer Nachbarn und mein Elternhaus auftauchten“, sagt Herr Petersen. Während wir durch die Peter-Beenck-Straße schlendern, erzählt mir Frau Petersen von ihren Erlebnissen während der Flut. „Ich war gerade mal 17 Jahre

alt und wohnte noch bei meinen Eltern. Wir haben damals viel falsch gemacht. Anstatt unsere Haustür aufzulassen, haben wir sie abgeschlossen. Später haben wir erlebt, was für ein Fehler das war, denn der Wasserdruck war so stark, dass unsere Tür irgendwann brach. Das werde ich nie im Leben vergessen; genau in diesem Moment stand ich mit meinem Vater auf der Treppe im ersten Stock und meine Mutter stand vor der Eingangstür. Sie wurde von der Welle einfach umgeworfen. Wir holten sie aus dem Wasser und stiegen in den ersten Stock. Ich erlaubte meinem Vater nicht, zu nah ans Fenster zu gehen. Ich hatte ganz große Angst, dass das Haus nach vorne kippt. Wir sind auf das Dach unseres Hauses geklettert, dann auf das Dach des Nachbarhauses und schließlich dort im Obergeschoss gelandet.

Am nächsten Tag wurden wir mit dem Boot abgeholt und mit einem Bus in eine Aufnahmestation in einer Schule gebracht. Ein paar Tage später ging es von da aus zu einer Helfersfamilie, und nach insgesamt acht Tagen kehrten wir zurück in unser Zuhause.“

Vor dem Haus, in dem das Ehepaar Petersen nach der Hochzeit gewohnt hat, bleiben wir stehen. Das weiße Haus mit schwarzem Dach überragt die anderen Häuser um ein ganzes Stück. 1965, also drei Jahre nach der Flut, heirateten die beiden und blieben in der Straße wohnen, in der sie aufgewachsen sind. Noch immer kennen sie viele Bewohner der Straße, und so kommt es, dass wir fünf Minuten später bei Frau Pinkepank an der Haustür klingeln.

„Rolf hat sie damals hochschwanger aus der Wohnung geholt. Aber das kann sie viel besser erzählen, mal sehen, ob sie da ist“, sagt Frau Petersen. Und schon geht die Tür auf.

„Ach, ihr seid das! Was macht ihr denn hier? Kommt rein, kommt rein.“

„Danke, aber wir haben nur eine kurze Frage.“, sagt Frau Petersen.

„Ach was. Ich bin gerade angekommen, kommt rein und setzt euch. Bist du groß geworden!“, sagt Frau

Pinkepank in meine Richtung. Ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen. „Warte, ich hab deinen Namen auf der Zunge, sag nichts!“ Frau Pinkepank steht mit strahlenden Augen in der Tür und überlegt fieberhaft, wer ich bin. Doch Frau Petersen und ich sagen ihr gleichzeitig, dass sie mich gar nicht kennen kann.

„Rolf und ich nehmen an einem Schulprojekt über die Sturmflut 1962 teil, und diese junge Dame schreibt unsere Geschichte dann auf.“

Frau Pinkepank besteht weiterhin darauf, dass wir hinein kommen und so sitzen wir wenig später in der Küche.

„So, erzählt mal. Wie kommt ihr auf so was?“

Ich erzähle von unserem Aufruf im Hamburger Abendblatt und was mir Frau und Herr Petersen schon alles geschildert haben.

Sobald ich geendet habe, fängt Frau Pinkepank an zu erzählen. „Ich war damals im 8. Monat schwanger. Mein Mann und ich haben zusammen mit unserem einjährigen Kind hier unten geschlafen. In der Nacht klopfte es an unserem Fenster und mein Nachbar schrie: Wacht auf! Das Wasser kommt!“

Überall kam das Wasser durch, nichts war dicht. Ich habe mir mein Kind geschnappt, und wir sind zu den Nachbarn in den ersten Stock geflüchtet. Mein Mann war so realistisch und hat an Klamotten und Nahrung für die Kleine gedacht. In ein Bettlaken gewickelt, brachte er kleine Gläschen aus dem Külschrank und Wäsche nach oben. Dann lief er wieder nach unten und holte noch mehr, wir haben es ja gebraucht. Er lief ein drittes Mal hinunter und wollte unseren Teppich retten, doch es war schon zu spät – unsere Wohnung stand unter Wasser.

Ich schlief auf dem Sofa, zusammen mit meiner Tochter. Am nächsten Tag kam Rolf. Ich hatte Angst, dass die Geburt jederzeit anfangen könnte. Was hätte ich dann gemacht? Wir hätten keine Hilfe gehabt! Nein, die Angst war zu groß. Zusammen mit meiner Tochter brachte mich Rolf weg, genau wie unsere Nachbarn,

bei denen wir untergekommen waren, doch mein Mann blieb daheim. Eigentlich mussten alle Flutopfer in Notaufnahmen untergebracht werden, doch ich konnte den Busfahrer überreden, mich bei einer Bekannten in Harburg aussteigen zu lassen. Ich musste ihm versprechen, mich registrieren zu lassen, so wie jeder andere auch. Als ich bei meiner Bekannten ankam, war ich sehr überrascht und sie mindestens genauso, wenn nicht gar noch mehr.

Sie saß mit ihrer Familie beim Frühstück und hatte von der Flut gar nichts mitbekommen! Ihr Mann machte sich gleich auf den Weg, um meinem Mann beizustehen, doch er kam mit der erschreckenden Nachricht zurück, dass mein Mann nicht zuhause aufzufinden war. Später stellte sich heraus, dass mein Mann mit einem Nachbarn zum Haus meiner Eltern gepaddelt war. Meine Eltern hatten einen kleinen Laden, und die Männer wollten sich dort Nahrung holen. Allerdings war das Einzige, was noch nicht vom Wasser verschluckt war, der teure Alkohol, der auf den obersten Regalen stand. Kurzerhand nahmen die Männer die Flaschen mit und teilten sie mit ein paar Soldaten, die auf Rettungsmissionen bei ihnen vorbei kamen. Nach ein paar Tagen bin ich auch wieder nach Hause zurückgekehrt.“

Während wir auf dem Weg zur Haustür sind, zeigt uns Frau Pinkepank im Wohnzimmer noch, wie hoch das Wasser stand. „Unser Schrank wurde vom Wasser einfach hochgehoben! Er ist umgekippt, aber das Geschirr ist heil geblieben. Nach der Flut mussten wir fast alles erneuern, auch den Boden. Aber so sind wir zu diesem schönen Holzfußboden gekommen.“



Erinnerungen von Raimund Dietzsch, geb. 1936

Die Sturmflutnacht in der Öltraffinerie in Finkenwerder

Links: Raimund Dietzsch beim Wiederaufbau, 1955. Mitte: Klassenfoto Klasse 9a, Schule Telemannstraße, 1949. Rechts: Portrait, 1956.

Raimund Dietzsch wuchs in der Tornquiststraße 21 in Hamburg-Eimsbüttel auf. Seine Kindheit im Krieg und in den Trümmern sowie die Jahre beim Wiederaufbau Hamburgs als Maurer in einer Akkordkolonne der Firma Heinrich Höppner wie die Erlebnisse während der Sturmflut haben sein Leben geprägt.

„Die Öltraffinerie der BP (British Petroleum) Finkenwerder wurde 1934 auf einem Gelände aufgebaut, das in den Jahren zuvor mit Elbschlick aufgespült worden war. 1943 wurden sechzig Prozent der Anlagen bei Bombenangriffen zerstört, der Wiederaufbau dauer-

te bis 1960. Im Jahr der Sturmflut war die Raffinerie also gerade einmal zwei Jahre im voll wiederhergestellten Zustand in Betrieb. Ich selbst war damals 27 Jahre alt und arbeitete als Produktionshelfer im Unternehmen.

Am Freitag, den 16. Februar 1962, hatte ich Spätschicht. Seit Tagen war schlechtes Wetter und das hydrographische Institut hatte für die Nacht schwere Stürme bis Windstärke 12 aus Nordwest vorhergesagt. Weil der Betrieb der Hafenfähren bereits am Nachmittag eingestellt worden war, sollten die

Arbeiter der Spätschicht um 14 Uhr von der betriebseigenen Barkasse am Anleger Neumühlen abgeholt werden.

Als wir nach einer Busfahrt dort ankamen, bot sich uns ein beängstigendes Bild. Die Brücke, die sonst zum Wasser hinab zum Ponton führte, ragte aufwärts, so hoch hatte das Wasser den Ponton gehoben. Sie wurde vom Wasser überspült, so dass wir Schuhe und Strümpfe auszogen, die Hosen hochkrempelten, uns am Geländer festhielten und barfuß zum Ponton hinauf wateten. Bald näherte sich die Barkasse. Wie eine Nusschale wurde sie von den hohen Wellen hin und her geworfen, bevor sie unter einigen Schwierigkeiten anlegte. Zum Glück war der Skipper ein erfahrener Seemann und ehemals Kapitän eines Fischkutters. Er meisterte das An- und Ablegen unter Schwerstarbeit. Die Überfahrt, die regulär sonst acht Minuten dauerte, zog sich durch den hohen Wellengang auf 15 Minuten hin und hatte schon etwas Beängstigendes.

Für 16 Uhr war das Hochwasser vorhergesagt, das Wasser stieg immer weiter. Manch einer fragte sich, ob wir diesen Abend heil überstehen würden.

Als wir anlegten, war noch alles trocken, und wir stiegen in die tiefer gelegenen Umkleideräume. Weil wir spät dran waren, eilten wir alsbald in Arbeitsmontur zur Ablösung und mündlichen Übergabe an unseren jeweiligen Arbeitsplatz.

Das Wasser stieg auch nach 16 Uhr immer höher und der Wind nahm an Stärke zu. Lose Ölfässer wurden vom Sturm hin und her gerollt. Es war kaum möglich, unter diesen Umständen zu arbeiten, aber wir taten, was wir konnten. Um 22:40 Uhr kam noch mehr Personal. Die Männer sollten helfen, bei diesem Unwetter alles unter Kontrolle zu halten.

Um 23 Uhr war unsere Schicht zu Ende und die Barkasse holte uns wieder ab. Die Rückfahrt war noch schlimmer als die Hinfahrt. Wir hatten schon alle Gummistiefel an, um überhaupt noch durch das

Wasser zu kommen. Die Bushaltestelle in Neumühlen lag tief unter Wasser, und wir konnten geradeso hindurchwaten. Feuerwehrautos waren im Einsatz und versuchten, die Fahrzeuge zu bergen, die dort geparkt hatten. Bei dem Hochwasser kam natürlich auch kein Bus mehr nach Neumühlen. Wir mussten den Berg bis zur Elbchaussee hinaufsteigen, wo ein Schnellbus nach Blankenese fuhr.

Am nächsten Morgen bekam ich sehr früh ein Telegramm, in dem es hieß, dass ich schnell zur Fröhschicht kommen sollte, obwohl ich zur Spätschicht eingeteilt war. Wieder schlüpfte ich in meine Gummistiefel. An diesem Morgen war schon wieder bestes Wetter und ich fuhr ohne Schwierigkeiten rüber zur BP.

Als ich dort ankam, empfing mich pure Verwüstung. Es sah aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Meine Kollegen berichteten, was in der Nachtschicht alles passiert war. Das Wasser hatte Teile der Anlage zerstört oder funktionsunfähig gemacht. Einer unserer Kollegen war ums Leben gekommen.

Später hörten wir, dass wir noch Glück gehabt hatten. Auf dem Containerterminal in Waltershof hatten mehrere Hafenarbeiter in dieser Nacht ihr Leben verloren.

Alle Mitarbeiter der BP Finkenwerder spendeten fünf Prozent ihres Gehaltes, um die Angehörigen der Opfer zu unterstützen.

Dank des Einsatzes von Helmut Schmidt konnten aber auch viele Menschen gerettet werden. Viele von ihnen wurden zunächst zum Jenisch Park gebracht, wo sie vor dem kalten Wasser in Sicherheit waren.

Ich hatte Glück, dass mir nichts passiert ist. Doch bis heute bin ich stolz darauf, dass ich in dieser Nacht bei der BP gearbeitet und mit meinen Kollegen der Sturmflut getrotzt habe.“



Wiltrud Rosenkranz, Eimsbüttel geb. 1927

De grote Floot!

Wi harrn domols noch keen Handy un ok keen Computer. Noch nich mol en Auto. Wi harrn unsen Käfer eerst twee Johr later.

In uns Bad wörr al dat mächtige Hulen vun den Storm to heuern. Wi harrn uns veer Lüüd inloodt, de wi vun uns Öösterriek-Urlaub kennen. Op'nmol geiht dat Licht ut. Na, dor warrt woll en poor Leitungen afreten sien. Wi hebbt jo noch den Oben in de Köök. Gau den Woterketel opstellt un Kerzen an. Dat mookt dat eerst so richtig kommodig. Dat eerste Poor kloppt al an de Döör. De Klingel geiht nich. Se vertellt, dat al so enige Bööm ümfullen sünd. Un denn kummt dat twete Poor - ut Bahrenfeld un Schmidt: Keen Lücht un de Bohn blifft stohn in Altona. Mien Koffie un Koken hett mien Gäst op anner Gedanken brocht. Nanu!? Dat kloppt wedder ganz dull an uns Döör. Inloodt hebbt wi keen

mehr. Mien Mann, Hugo, mookt de Döör op un rin kemen sien Meister Albert Hagen un sien Fro, de weent un weent. De beiden hebbt ehr Wohnung op de Peute un dor steiht allens ünner Woter. Uns Beseuk un wi kregen nu eerst to weten, dat de grote Floot uns Hamborg öberrennt. Mien Mann hett domols noch bi Strom un Hafenbau sien Arbeit hatt. De Meister vun mien Mann hett, ok wenn sien Wohnung un vun sien Fro de Heißmangel op de Veddel ünner Woter stunen, all sien Lüüd gau vun to Huus afhoolt. Man goot, dat wi Hamborgers uns „Schmidt!“ harrn! De hett sik dorchsett un de Soldoten un ok Helikopter anfordert, üm de Lüüd, de op de Dacken vun ehre Hüüs seten, afoholen. De Soldoten harrn grote Schlauchboote un kunnen überall de Lüüd retten. Jo, uns Schmidt-Schnauze, dat hest goot mookt.



Erinnerungen von Marion Wüstemann, geb. 1938
aufgeschrieben von Marisol Gribner

Überleben auf dem Dach

Am 24. August 2015 habe ich die Zeitzeugin der großen Flut von 1962, Frau Marion Wüstemann, 77 Jahre alt, in ihrer Wohnung im Daniel Schutte-Stift besucht und interviewt. Es war ein spannendes und emotionales Interview, in dem ich von einer sehr bewegenden Lebensgeschichte erfahren habe.

Als im Februar 1962 die Sturmflut über Hamburg kam, lebte Marion Wüstemann mit ihrem Mann und zwei Söhnen (drei Jahre und zehn Monate) in einem kleinen Holzhaus in einer Laubenkolonie am Brummerkarten in Wilhelmsburg, das sie erst sieben Monate zuvor bezogen hatten. Zu dem Zeitpunkt, als das Wasser stieg, war es Nacht und die Familie Wüstemann schlief. Sie wurden erst durch das Plätschern des Wassers geweckt, das ihnen schon bis zu den

Knieen stand. Der sechs Monate alte Schäferhund Rex hatte leider nicht angeschlagen.

Frau Wüstemann griff nach ihrem Baby und schnappte sich die „Nottasche“ mit den Papieren. Ihr Mann nahm das andere Kind und den Hund. Allesamt liefen sie zum Auto. Doch das sprang nicht an, weil der Auspuff schon voller Wasser war. Das alles zu ihrem Glück, denn sonst wären sie am Deich vermutlich ertrunken. Dort stieg nämlich mit großer Geschwindigkeit das Wasser und eine Flucht mit dem Auto wäre unmöglich gewesen.

Sie liefen zum nahe gelegenen Vereinshaus und suchten dort auf Stühlen und Tischen Schutz. Als das Wasser jedoch weiter stieg, kletterte Familie Wüstemann mit dreißig weiteren Menschen auf das Dach des Vereinshauses. Dort warteten sie mit knapper

Kleidung bei eisiger Kälte und Schneeregen auf Rettung. Der kleine Hund durfte nicht mit auf das Dach, weil die Leute schon ziemlich hysterisch waren und Angst hatten, dass der Hund aggressiv werden könnte. Marion Wüstemann schützte sich und ihre Kinder vor dem Wind und der Kälte hinter einem Schornstein, während ihr Mann das steigende Wasser angsterfüllt beobachtete und seiner Frau berichtete. Vom Dach aus sah man alle möglichen Gegenstände vorbeischwimmen, auch Tiere und Menschen. Als ihr Mann endlich die Nachricht verkündete, dass das Wasser nicht mehr stieg, wusste sie, dass die schlimmste Gefahr vorüber war. Doch es war noch immer eisig kalt und an ein Hinabsteigen ins Vereinshaus war nicht zu denken.

Nach qualvollen acht Stunden kam endlich die Rettung. Mit Schlauchbooten wurden zuerst Frauen und Kinder vom Dach geholt und zum Deich gebracht. Frau Wüstemann erzählte, wie Wäscheständer aus dem Wasser ragten und sie in großer Sorge war, dass das Schlauchboot aufgespießt werden könnte. Doch die Rettungskraft beruhigte sie und erklärte ihr, dass die Boote fünf Luftkammern hätten und deshalb keine Gefahr drohe.

Am Deich wurden die Flutopfer mit Bussen abgeholt und in die Sporthalle des Gymnasiums Alter Postweg in Harburg gebracht. Nach drei weiteren sorgenvollen Stunden hörte sie das Bellen ihres Hundes, der in Begleitung ihres Mannes ankam. Ihr Mann wurde als Letzter gerettet, weil er der Jüngste war. Dass der kleine Hund noch am Leben war, glich einem Wunder. Er hatte in den Fluten stundenlang erbittert um sein Überleben gekämpft. Wahrscheinlich hatte er sich

an Tische, Fensterbänke oder andere Gegenstände geklammert. Frau Wüstemann hatte auch einmal gesehen, wie er hinter dem Fenster des Vereinshauses vorbeischwamm. Später hatten ihn Rettungskräfte aus dem Wasser gefischt.

Die Eltern von Marion Wüstemann wohnten in der Nähe. Da keine neuen Nachrichten über die Lage bekannt gegeben wurden, machten sich die beiden große Sorgen, wie es um ihre Tochter und deren Familie stand. Der Vater war ausgebildeter Rettungsschwimmer. Da er die Ungewissheit nicht länger aushielt, stürzte er sich in die eisigen Fluten. Doch kam er nicht weit, weil die Strömung so stark war. Dadurch zog er sich eine Lungenentzündung zu.

In der Schule wurden die Flutopfer zunächst mit Broten und Decken versorgt. Helmut Schmidt hatte dafür gesorgt, dass zahlreiche Fahrzeuge bereitgestellt wurden. Mit einem davon wurde die Familie zu einer Schwester von Frau Wüstemann nach Eimsbüttel gebracht. Dort konnten sie jedoch nur für eine Nacht bleiben, da die Schwester selbst zur Untermiete wohnte. Am nächsten Tag zogen sie zu einer anderen Schwester in die Arnoldstraße nach Altona.

Frau Wüstemann ging jeden Tag in die Stadt zum Wohnungsamt und kämpfte hartnäckig um eine Bleibe für ihre Familie. Nach einer Woche kamen sie in die evangelische Probstei Am Mühlenberg in Blankenese in ein ca. 40 qm großes Zimmer. Dort haben sie ein halbes Jahr gewohnt. Marion Wüstemann beschreibt diese Zeit als sehr angenehm, mit einem gemütlichen und netten Umfeld. Insgesamt wohnten dort zwölf Familien, Freundschaften wurden geschlossen. Einige haben bis heute gehalten. Auch der

Hund durfte mit. Er wurde draußen in einem Zwinger gehalten. Die Familien haben sich in einer Gemeinschaftsküche selbst versorgt. Kurze Zeit nach der Ankunft in der Probstei fing Herr Wüstemann wieder an, selbständig als Dekorateur für die Textilbranche zu arbeiten. Die Familie hat viel materielle Hilfe von den Kunden des Vaters bekommen.

Als das Wasser sich zurückgezogen hatte, durfte man für ein paar Tage in die Häuser zurück. Diese waren unbewohnbar geworden, da sie teilweise in sich zusammengefallen waren. In den Trümmern fand man noch immer Leichen. Später wurden die Häuser abgerissen. Doch vorher konnte die Familie noch einige Kinderspielsachen und Bettwäsche aus dem Haus retten. Die Entschädigung für das Haus belief sich auf 800 DM. Insgesamt war das keine große Hilfe. „Man stand vor dem Nichts“, sagt Frau Wüstemann. Sie erinnert sich noch heute an viele Details. So hatte zum Beispiel das kleine Holzkreuz, unter dem ihr Wellensittich begraben lag, dem Wasser standgehalten.

Frau Wüstemann spricht sehr dankbar über die Hilfe, die Helmut Schmidt organisiert hat. Ohne die Hilfsaktionen, meint sie, wäre alles viel schlimmer gewesen.

Nach einem halben Jahr in der Probstei bekam die Familie eine Wohnung in Bramfeld zugewiesen. Sie waren froh, wieder in eigenen vier Wänden wohnen zu können. Leider durfte der Hund nicht mit in die Wohnung ziehen. Sie gaben ihn zu einem Bekannten, der beim Zoll gearbeitet hat. Der hörte von dem großen Durchhaltevermögen des Hundes und bildete ihn als Schnüffelhund aus. Durch die fleißige Arbeit des Va-

ters ging es Familie Wüstemann finanziell recht gut. Frau Wüstemann bekam zwei weitere Kinder. Später fing sie an, im Akkord zu arbeiten und war täglich von 16 bis 23 Uhr als Datentypistin tätig.

Frau Wüstemann hat bis heute ein tragisches Ereignis nicht vergessen, das einer Nachbarsfamilie widerfahren ist. In der Wohnung nebenan wohnte ein junges Ehepaar mit zwei Kindern. Der Vater arbeitete bei der Bundeswehr und war zum Zeitpunkt der Flut dienstlich unterwegs.

Die Mutter war Rettungsschwimmerin, konnte also eigentlich gut schwimmen. So stürzte sie sich in die Fluten, um Hilfe für ihre Kinder zu holen. Dabei musste sie mit dem Kopf gegen einen Giebel gestoßen sein. Sie verlor das Bewusstsein und ertrank. Die Kinder wurden glücklicherweise dennoch gerettet. Die junge Frau wurde als letzte Leiche geborgen. Man konnte sie nur am Ring identifizieren, da der Körper von Wasserratten bis zur Unkenntlichkeit zerfressen war. Der Mann konnte dieses furchtbare Unglück nicht verwinden und beging Selbstmord. Die Kinder wuchsen schließlich bei den Großeltern auf.

Ich frage Frau Wüstemann, wie sich diese Katastrophe auf ihr Leben ausgewirkt hat.

Sie sagt, sie fühle seitdem ein wesentlich bewussteres Leben. Auch sei sie toleranter und gelassener geworden. Außerdem habe sie ihre letzten beiden Kinder freier erzogen als die ersten beiden. Ihre Lebensphilosophie lautet seitdem: Man muss nicht alles haben wollen, sondern man sollte mit dem zufrieden sein, was man hat.

Volljährig in die Sturmflut-Nacht

Ich lebte damals in Wilhelmsburg bei meinen Pflegeeltern in einem Mehrfamilienhaus, und der 16. Februar war mein 21. Geburtstag!

Damals wurde man erst mit 21 Jahren volljährig. Ich hatte mich so sehr auf diesen Tag gefreut, da ich verlobt und sogar schon berufstätig war. Ich war froh, endlich über mich selbst bestimmen zu können!

Mein Pflegevater war sehr liebevoll, aber auch streng. Doch an diesem Geburtstag durfte ich einige gute Freunde und natürlich auch meinen Verlobten einladen. Wir hatten nur eine kleine Wohnung, und als es 23 Uhr wurde, mussten meine Gäste nach Hause gehen. Ich war böse auf meinen Vater, weil es mir peinlich war, dass er einfach so meine kleine Feier beendet hatte!

Im Nachhinein musste ich feststellen, dass das unser Glück war! Denn mein Verlobter und meine Freunde sind mit der letzten Straßenbahn von der Insel gekommen. Nicht auszudenken, wie es geworden wäre, wenn alle tagelang in unserer kleinen Wohnung hätten ausharren müssen! Was dann kam, war ein Inferno! Ich war gerade trotz des tosenden Sturmes eingeschlafen, als ich durch lautes Geschrei geweckt wurde! Draußen heulte der Sturm, es war stockdunkel, die Elektrizität funktionierte nicht mehr! Alle Familien des Hauses hatten sich versammelt und waren in größter Panik. Blickte man aus dem Fenster, sah man nur noch dunkles Wasser, in dem tote Tiere schwammen. Und das Wasser stieg! Damals hatten

wir noch kein Telefon, keinen Fernseher, geschweige denn ein Handy! Der einzige Nachrichtenträger war ein Radio, das natürlich auch nicht funktionierte. Also wusste man nicht, was geschehen war, und glaubte, dass der Weltuntergang nahte! Vor allem, weil so etwas ja noch nie vorher – soweit uns bekannt – geschehen war!

Es ist merkwürdig, so empfinde ich es im Nachhinein, man hat vor so vielen Sachen Angst, und wenn sie dann eintreten, benimmt man sich ganz anders als gedacht!

Wenn ich an diese Panikstunden zurückdenke, weiß ich nur noch, dass ich merkwürdigerweise ganz ruhig war. Ich betrachtete meinen Gabentisch, ich hatte u.a. einen neuen Rock bekommen, und dachte bei mir: Den wirst du nie tragen können, heute geht dein Leben zu Ende.

Als dann der helle Morgen kam, wurde es ruhiger. Der Sturm hatte sich etwas gelegt. Wir wurden dann tagelang von der Bundeswehr durch Boote versorgt, heizten den Kohleofen mit zerhackten Stühlen und was sonst noch brannte. Wir waren auf jede Hilfe angewiesen. Auch mein Verlobter kam, um uns zu helfen. Unsere Freunde haben diese Zeit anlässlich unserer späteren Silberhochzeit so bedichtet:

„Robert kam auf nassen Socken und brachte Milch und Haferflocken!“ Mein Mann lebt leider nicht mehr, doch seine Besuche in dieser Zeit werde ich nie vergessen.

Sturm auf Waltershof

Im Februar 1962 wohnte ich in einem Haus in Waltershof und arbeitete bei der Deutschen Bundespost auf Finkenwerder.

Ich erinnere mich noch ganz genau an meine Spätschicht am Abend der Sturmflut.

An diesem Abend sollte ich ein Telegramm für einen Empfänger im Mühlenwerder Grund zustellen, wo eine Hochzeit gefeiert wurde. Ich nahm den VW-Käfer des Postamtes, stellte das Telegramm zu und fuhr dann gleich nach Hause. Unser Haus war im Vergleich zu den meisten Häusern in Waltershof etwas höher gelegen.

Gegen 23 Uhr klopfte plötzlich mein Vater an unser Fenster und schrie: „Oma und Opa saufen ab!“ Meine Großeltern wohnten am Köhlbrand, also direkt an der Elbe. Ich nahm den Post-Käfer und fuhr über eine höher gelegene Straße zu meinen Großeltern. Ich bin ohne zu überlegen einfach in das Haus meiner Großeltern gelaufen und stand bald bis zur Brust im Wasser. Alle Möbel schwammen bereits durch das Haus. Meine Oma saß in der Küche auf der Küchentheke, und mein Opa saß auf einem Stuhl, der auf einem Tisch stand. Ich rannte zu meiner Oma, nahm sie auf meine Schulter und brachte sie zur Dradenau zu einer Zollstation. Mittlerweile war das Wasser so hoch gestiegen, dass ich mich zu Fuß auf den Weg machen musste.

Als ich meine Oma abgesetzt hatte, lief ich auf dem direkten Weg zurück zu meinem Opa. Die Feuerwehr war bereits eingetroffen. Sie halfen, ihn herauszuho-

len. Nachdem meine Großeltern in Sicherheit waren, ging ich durch das brusttiefe Wasser zurück zu meiner Familie, um sie auch in Sicherheit zu bringen. Das Land war sehr uneben und das Wasser war mal tief, mal flach, kleinere trockene Stellen gab es auch noch. Plötzlich sah ich Frau Osnabrück, die gegenüber von uns wohnte. Sie war auf dem Weg zur Schule, als ich sie aufhielt und sie vor dem Hochwasser warnte.

Auf dem Rückweg begegnete ich auch unserem Taxifahrer Klemm. Er saß in seinem schwarzen Mercedes, der so gut wie wasserdicht war und im Wasser schwamm. Er fragte mich, ob ich ihn nicht zur Dradenau schieben könnte, da die Dradenau höher lag. Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Geht nicht. Ich muss zu meiner Familie.“

Währenddessen hatte meine Frau wegen des anstehenden Hochwassers bereits die Nachbarschaft alarmiert. Zuallererst halfen wir unserer Nachbarin, die zwei Kinder hatte. Meine Frau und ich holten die Familie in unser Haus und brachten sie auf dem Dachboden unter. Ich hatte ein Faltboot im Garten, das ich draußen am Dachlukenfenster befestigte. Das sollte zur Sicherheit dienen, falls das Wasser noch weiter steigen sollte. Zum Glück kam dieses nie zum Einsatz. Mit zwei Nachbarn ging ich los, um so viele Menschen wie möglich zu retten. Wir sahen eine junge Frau, die auf einem Dach saß, an uns vorbeitreiben. Wir handelten sofort. Mein Nachbar Günther sprang ins Wasser und befestigte ein Seil um ihre Hüfte. Danach zogen wir sie durch einen Weidenbusch aus dem

Wasser. Dabei haben wir ihr leider den Arm ausgekugelt. Die arme Frau schrie vor Schmerzen, aber wir hatten ihr das Leben gerettet.

Wir machten uns mit der Frau auf den Weg zu Frau Bierbaum. Frau Bierbaum war eine sehr hilfsbereite Nachbarin. Wir brachten die Geretteten zu ihr, denn ihr Haus lag auf einer etwas höheren Stelle, also an einem relativ trockenen Ort. Auf unserem Weg dorthin sammelten wir weiter unterkühlte Personen auf. Frau Bierbaum leistete sofort erste Hilfe.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Käfer zum Postamt Finkenwerder, nahm mir den Paketzustellwagen und holte die unterkühlten Menschen von Frau Bierbaum ab und fuhr sie zum Anleger Waltershof. Am Anleger waren bereits Polizisten und Hadag-Fähren. Sie nahmen uns die unterkühlten Menschen ab und verteilten sie auf die Krankenhäuser in Hamburg. Am Tag darauf saß ich mit meinem Vater im Wohnzimmer und schaute fern. Angespannt verfolgten wir die Nachrichten, denn es hieß, die Sturmflut könnte noch einmal wiederkommen. Das war unsere größte Angst. Doch nach langem Bangen war schließlich klar, dass wir das Schlimmste überstanden hatten.

In den Tagen nach der Flut kamen bei der Post viele Telegramme und Eilbriefe an. Alle fragten: Wo sind unsere Bekannten? Das Problem war, dass es viele Adressen nun nicht mehr gab.

Ich habe trotzdem vieles zustellen können, weil ich die Leute fast alle kannte und wusste, wo sie untergekommen waren. Beim Zustellen dieser Telegramme und Eilbriefe sah ich Frau Osnabrück wieder, die auch Post bekommen hatte. Als ich mich verabschieden wollte, hielt sie mir plötzlich eine D-Mark entgegen und sagte: "Hier Johannes, du hast mir das Leben gerettet." Ich nahm die Mark und bedankte mich. Ich war total überrascht, denn um so etwas war es mir nie gegangen. Ich persönlich habe nur das getan, was für mich das einzig Richtige in dieser Situation war. Vierzehn Tage später bekam ich die Nachricht, dass mein Opa im Krankenhaus an einer Unterkühlung

gestorben war. Insgesamt verloren 43 Flutopfer auf Waltershof ihr Leben.

Für mich war das sehr traurig, weil ich fast jeden kannte. Viele meiner damaligen Nachbarn verlor ich aus den Augen. Nach der Flut waren alle wie vom Winde verweht, ihre Wohnungen waren ja zerstört. Sie wurden vom Staat untergebracht und haben Wohnungen gestellt bekommen.

Meine Familie und ich haben noch neun Jahre in Waltershof gelebt. Danach mussten wir wegziehen, weil die Stadt hier den Hafen weiter ausbauen wollte. Diesen Plan hatte es schon vor der Flut gegeben. 1962 war das Schicksal von Waltershof eigentlich schon entschieden. Waltershof sollte ein Industriegebiet werden. Wir Einwohner hatten damals jedoch noch keine Ahnung davon.

50 Jahre danach wurde zur Erinnerung viel über die Flut geschrieben. Dabei ärgerte ich mich, dass fast nur über Wilhelmsburg berichtet wurde. Als hätte es die Verstorbenen aus Waltershof nie gegeben. Ich beschloss, mich hinzusetzen und darüber zu schreiben, wie es in Waltershof war. Ich fing an zu recherchieren und fand viele interessante Informationen, von denen ich bis dahin noch nichts wusste.

4096 Bewohner wohnten in der Flutnacht noch auf Waltershof. Viele der umgekommenen Menschen wurden erst Ende März gefunden.

Bei diesen Recherchen kam die Frage auf: Wieso hatte es auf Waltershof eigentlich keinen Alarm gegeben? Ich fand heraus, dass es am Petroleumhafen eine Hochwasserwarnanlage gegeben hatte, die jedoch zum Zeitpunkt der Flut defekt war. Aber wie kann eine solche Anlage defekt sein? An der ganzen Elbe gab es eine Deichwacht, außer auf Waltershof. Die hätten wir gebraucht. Im Nachhinein bringt mir diese Erkenntnis auch nichts mehr. Ich erinnere mich noch, dass an dem Tag die Waltershofer Polizei gegen 0:20 Uhr kam, um die Menschen zu warnen. Zwanzig Minuten später waren sie wieder zurück auf Finkenwerder. Die Polizisten konnten die Bewohner nicht mehr warnen,

Auedeich, Finkenwerder



weil das Wasser schon da war. 2012 haben wir bei der Seemannsmission Duckdalben ein Flutdenkmal aufgestellt. Das ist ein 3,5 Tonnen schwerer Findling, auf dem eine Bronzetafel eingearbeitet ist. Hier sind die 43 Flutopfer von Waltershof aufgelistet. Ich habe jedes der Opfer persönlich gekannt.

Außerdem wurde daneben ein Schild mit dem Text „Waltershof, ein von Sturmfluten geprägter Stadtteil!“ auf Deutsch und Englisch angebracht. Es fällt mir noch heute schwer, über das alles zu reden. Ich denke immer noch oft an die Flut. So ganz verkraften werde ich diese Erlebnisse wohl nie.



*Johannes Horneber, geb. 1934
aufgeschrieben von Lena Klemke*

Mit dem Bautrupps gegen den gebrochenen Deich

Zusammen mit Johannes Horneber sitze ich im Wohnzimmer der Wohnung, die er mit seiner Frau gemütlich eingerichtet hat. In der Ecke zwitschern zwei gelbe Vögel in ihren Käfigen. Vor dem Fenster steht eine kleine Wasserquelle. Ihr fröhliches Plätschern lässt mich denken, dass ich nicht in Hamburg, sondern weit, weit weg bin. Kein Autogeräusch kommt zu uns durch. Ich fühle mich sofort wohl und geborgen. Der heute 81-Jährige sitzt mir gegenüber, seine weißen Haare zeugen von einem langen Leben und seine junggebliebenen Augen blitzen mich freudig an. Ich muss gar nichts weiter sagen, denn schon im nächsten Moment befinde ich mich in der Lebensgeschichte von Johannes:

Ich bin 1934 in Nürnberg geboren und der Älteste von vier Jungs. Meine Mutter trug mit Stolz ihr Mutterkreuz, das sie als Belohnung für vier gesunde, stramme Burschen bekam. Damals war es üblich, dass wir als Pimpfe, als kleine Nazis, erzogen wurden. Bis heute kann ich nicht verstehen, warum unsere Eltern das zugelassen haben.

Als ich neun Jahre alt war, sind wir in den Thüringer Wald, nach Friedrichroda, gezogen. Die folgenden elf Jahre lebten wir hier. 1944 fiel mein Vater in Russland und meine Mutter stand nun alleine mit uns Buben da. Das war der Moment, in dem sie wohl aufwachte und sich vom Nationalsozialismus abwandte.

Die Hungerszeit von 1946 bis 1948 lässt mich bis heute nicht los. Wie mich diese Zeit während der Sturmflut wieder einholen würde, erzähle ich später. Damals gab es meistens noch nicht einmal mehr Brot. Außerdem war meine Mutter Vegetarierin, weshalb es für uns nur sehr selten Fleisch gab.

1949 war ich Schulbester in der Hauptschule und danach besuchte ich noch ein Jahr die Oberschule. Mein beruflicher Werdegang war bunt. Nach der Oberschule begann ich meine Ausbildung zum Tischler in einer Möbelfabrik, die ich als Kreisbester mit

Auszeichnung abschloss. Sobald ich das Zeugnis in den Händen hielt, verließ ich die Firma.

Mit 19 Jahren arbeitete ich für ein halbes Jahr als Erzieher in einem Kinderheim für Schwererziehbare in der Nähe von Friedrichroda. Nach einer Umschulung zum Betonbauer und Zimmerer gelangte ich über Stationen in Stuttgart und Hannover 1956 nach Hamburg. 1961 legte ich mein Examen als Tiefbauingenieur in Hamburg ab. So kam ich zu der Tiefbaufirma Wellmann in Lokstedt, für die ich ein Jahr später während der Flut im Einsatz war.

Mein Wochenablauf war immer gleich. Ich arbeitete 70-80 Stunden pro Woche.

Ich musste früh aufstehen und durch Besprechungen oder Abnahmen von Baustellen kam ich meistens nicht vor 21 Uhr nach Hause. Körperlich hatte ich mich an die Belastung gewöhnt, doch meine Familie war mir sehr wichtig. Meine Arbeitszeiten bedeuteten, dass ich meine Kinder kaum gesehen habe. Deshalb brachte ich sie, sooft es ging, zur Schule.

Im Februar 1962 waren in der Firma 60 Mitarbeiter tätig. Am Abend des 16. Februars 1962 wurden wir telefonisch vorgewarnt, dass ein Katastropheneinsatz bevorstand. Wir sollten uns am kommenden Morgen um 6 Uhr auf unserem Betriebsplatz einfinden. Mehrere Deiche waren durch die Flut gebrochen und nun sollten einige von uns eine Deichbruchstelle am Moorfleeter Elbdeich mit Großpflastersteinen füllen. Die Steine wurden in unserem städtischen Lager in Tiefstack geladen und zur Bruchstelle gefahren. Morgens um sieben ging es los. Die Bruchstelle war ca. fünfzehn Meter breit. Meine Aufgabe war es, die LKW einzuweisen, damit sie rückwärts bis zur Bruchstelle fahren konnten, um dort abzuladen. Ganz langsam fuhren die Zwanzigtonner LKW, denn die Fläche, die wir zum Rangieren zur Verfügung hatten, war schmal und rutschig. Des Weiteren war da ja noch der normale Verkehr! Meine einzige Hilfe war ein weißes Taschentuch, da es unmöglich war, sich mit Worten

zu verständigen. Jeder Laut wurde von den starken Sturmgeräuschen verschluckt. Bis zum Abend hatten wir ca. achtzig LKW-Ladungen verarbeitet, wobei die ersten Ladungen kaum auffielen. Wir sahen die Pflastersteine im Deichloch verschwinden, doch eine Wirkung sahen wir nicht. Dafür war das Loch zu groß und die Wassermassen zu stark. Ab dem fünfzehnten LKW konnte man eine geringe Veränderung erkennen.

Am selben Abend wurden wir von der Bundeswehr abgelöst. Mein Job wurde nun von drei Männern erledigt. Das muss man sich mal vorstellen! Ich hab das alleine geschafft und die Bundeswehr braucht gleich drei Mann.

Bei der Ankunft an der Bruchstelle erlebte ich wohl meine schlimmste Erfahrung, die mich bis heute nicht wieder loslässt und mich immer wieder im Traum überrascht. Durch das Loch im Damm strömten Unmengen von Wasser, aber auch Äste, Zäune, Gestrüpp, Boote, halbe Holzdächer, Fässer und weitere Gegenstände. Alles, was die Strömung mit sich reißen konnte, wurde von seinem Platz gezerrt. Plötzlich tanzte ein kleines, wunderschönes Holzhaus auf einem massiven Holzfloß. Es sah so unerschütterlich und stark aus, wie es auf dem Wasser in unsere Richtung trieb. Vor dem Deichbruchloch verfiel es sich und innerhalb weniger Minuten war nichts mehr davon zu sehen. Durch den Wasserdruck zerbrach das Häuschen in seine Einzelteile und ging unter. Von einer auf die andere Minute wurde es vom Wasser verschluckt.

Mittagessen war nicht geplant. So wurde ich losgeschickt, um für meine Arbeiter und mich etwas zu kaufen. Die nachfolgende Situation erinnerte mich an die Hungerszeit während meiner Kindheit. Fast zwei Stunden verbrachte ich damit, sämtliche Läden abzuklappern, doch nirgends gab es etwas zu essen oder zu trinken, noch nicht einmal Brot. Sie waren alle ausverkauft, denn die Menschen hatten in ihrer Panik alles gekauft, was die Regale hergaben. Nach einer langen Suche kam ich mit Brot, Würstchen und etwas Bier für alle zurück. Insgesamt wird es wohl so fünf Jahre gedauert haben, bis alle Deiche erhöht und sicher vor einer Sturmflut waren.

Zwischen Norder- und Süderelbe in Wilhelmsburg starben in der Nacht von Freitag auf Samstag mehr als zweihundert Menschen. Die vom Berliner Ufer am Spreehafen überflutete Insel fiel damals in verschiedene, miteinander konkurrierende Zuständigkeiten, was die Kommunikation und die Rettungsmaßnahmen erheblich erschwerte.

Die Bombenschäden aus dem zweiten Weltkrieg an den Wilhelmsburger Deichen hatte man nach dem Krieg nur mit Trümmerschutt gefüllt, der später den Wassermassen der Sturmflut nicht standhalten konnte. In den Schrebergärten waren vor allem Ausgebombte und Flüchtlinge aus der besetzten Zone angesiedelt, meist in provisorisch gebauten Behausungen, die nicht den geringsten Schutz boten. Die von alten und zu niedrigen Deichen umrahmte Flussinsel ist außerdem ein tiefliegendes Gebiet und die Wilhelmsburger waren den Fluten hilflos ausgeliefert.



*Jürgen Heinemann, geb. 1935
aufgeschrieben von Masud Raufi und Beyza Erdur*

Ein Polizei-Einsatz während der Sturmflut

Es war der 15. Februar 1962, ich war Polizeibeamter und hatte Spätdienst in der Polizeiwache 83 in Finkenwerder. Zunächst war es ein ganz gewöhnlicher Arbeitstag für mich. Meine Arbeitskollegen und ich verrichteten unseren Dienst in der Wache 83 in Finkenwerder, unterhielten uns und erledigten nebenbei unsere Arbeit. Am frühen Nachmittag kamen zwei Deichwarte herein. Ich fragte mich, was sie wohl wollten. Deichwarte in der Wache? Worum konnte es denn gehen? Vielleicht wurden sie ja bedroht. Ich spitzte die Ohren.

„Guten Tag, Herr Kommissar“, sagte der eine. „Wir sind hier, um Ihnen mitzuteilen, dass das Wasser außergewöhnlich hoch läuft. So einen starken Anstieg haben wir bisher noch nicht gesehen. Wir wollten Sie zur Sicherheit vorwarnen.“

Der zufällig anwesende Revierführer reagierte leicht irritiert „Außergewöhnlich hoch? Wir haben doch den Deich, es wird schon nichts passieren.“

Er drehte sich um und sagte: „Ich denke nicht, dass es eine bedrohliche Situation ist. Falls das Wasser weiter ansteigen sollte, womit ich nicht rechnen Sie uns gerne nochmal Bescheid geben.“

Ich glaube, sie haben gemerkt, dass wir sie nicht ernst genommen hatten.

Am Ende der Schicht fuhr ich mit meinem Fahrrad nach Hause. Die Kinder waren schon im Bett und schliefen tief und fest. „Sie sind so schnell groß geworden“, dachte ich und schmunzelte, als ich nach ihnen sah. Sie waren drei und vier Jahre alt. Ich schloss die Tür und ging ins Wohnzimmer, setzte mich zu meiner Frau und versuchte, mich zu entspannen. Wir guckten Fernsehen und unterhielten uns über den Tag.

Wir waren schon im Bett und fast eingeschlafen, als kurz vor Mitternacht mein Nachbar an das Schlafzimmerfenster klopfte und rief: „Jürgen! Jürgen! Schnell, das Wasser, komm!“

Ich sprang aus dem Bett und dachte an einen Rohrbruch. Da bekam ich nasse Füße. Tatsächlich! Aus dem Fenster sah ich, dass das umliegende Land überflutet war. Flut! Mich überkam ein Schauer, und ich dachte in diesem Moment nur an meine Familie. Ich rannte zu meinen Kindern und weckte sie. Sie hatten keine Ahnung, was gerade passierte. Meine Söhne brachte ich auf den Schultern durch das inzwischen knietiefe Wasser zu meinem Nachbarn, der ein zweistöckiges Haus hatte. Auf dieser kurzen Strecke lernte mein Ältester, er war vier Jahre jung, das Wort „Hilfe!“

Das Wort schallte aus dem nahegelegenen Mühlenwerder Grund, wo die Menschen durch das einbrechende Wasser in höchster Gefahr waren, einige waren schon tot.

Ich barg aus meinem Haus noch einige wichtige Sachen, musste aber wegen des steigenden Wassers aufgeben.

Die Eltern meines Nachbarn, die Familie Kugler, hatten ebenfalls in der Nachbarschaft ein kleines Häuschen. Beide waren alt und konnten sich alleine nicht helfen. Ich half meinem Nachbarn, die alten Leute zu bergen und in Sicherheit zu bringen. Dabei, ich hatte den alten Mann auf dem Rücken, bin ich vom Weg abgekommen, im Schlamm eines Beetes eingesackt und konnte mich nur mit großer Mühe an einem Baum auf den Weg zurückziehen.

Im Verlaufe der kommenden Stunden barg ich etliche Personen am Rand des Mühlenwerder Grundes aus dem Wasser.

Es war ein gespenstischer Anblick! Sturm, Vollmond, schreiende Menschen. Nun konnte ich kaum glauben, dass wir die Warnungen der beiden Deichwächter nicht ernst genommen hatten. Es war also doch passiert. Wir gingen durch das kalte Wasser und hatten kein Gefühl mehr in den Beinen. Wir strengten uns an, auch ohne Gefühl in den Beinen, so schnell wie möglich zu laufen und zu helfen!

Das Wasser stieg immer weiter und ich musste mei-

ne Familie nach Finkenwerder in Sicherheit bringen. Danach eilte ich zur Wache 83 in Finkenwerder. Wir machten uns in unserer Uniform sofort auf den Weg. Spezialausrüstung, so etwas hatten wir nicht. Wir versuchten einfach, alles zu tun, um so viele Menschen wie möglich zu retten. Durch die Flutfolgen waren die meisten Strecken blockiert. Der untere Teil von Finkenwerder stand hoch unter Wasser und war nur mit Booten erreichbar.

In Waltershof wohnten viele Menschen in ihren Gartenhäusern. Viele waren ertrunken. Sie waren im Schlaf von der Flut überrascht worden. Wir haben im Stundentakt Leichen geborgen.

Darunter auch die fünf Kinder der Familie Bennewitz aus dem Mühlenwerder Grund. Wochen später bargen wir noch einen Tischler, der von seinem Sohn gesucht und gefunden wurde. Er konnte seinen Vater nur noch an seinem Glasauge identifizieren.

Die Schäden, die durch die Flut verursacht wurden, waren heftig und zogen auch manchmal weitere Katastrophen nach sich. Die Hauseigentümer versuchten durch starkes Heizen ihre Gebäude zu trocknen. Durch Überhitzung brannte manches Häuschen ab.

Ich sah den Hauseigentümer einer Wohnung, wie er ins Feuer hineinlief und dabei schrie: „Meine Papiere sind noch da drin!“

Leider konnten wir ihn nicht mehr aufhalten. Er verbrannte mit seinen Papieren und wurde unter dem einstürzenden Gebäude begraben.

Als die Feuerwehr eintraf, konnte sie nur noch den Brand löschen. Zu retten war nichts mehr.

Zu der Zeit war Helmut Schmidt Polizeisenator und damit unser oberster Vorgesetzter. Wir merkten und erlebten sehr schnell, welche Energie in diesem Mann steckte. Er tat sein Bestes für das Wohlergehen der Bevölkerung. Die Polizei war technisch überfordert! Helmut Schmidt forderte die Bundeswehr an. Die Problematik bestand darin, dass es eine im Grundgesetz verankerte klare Vorschrift zur Gewaltentrennung gab. Es gibt die innere und äußere Sicherheit.

Die Bundeswehr ist eigentlich nur für die äußere Sicherheit zuständig. Im Polizeipräsidium übernahm Polizeisenator Schmidt aber die Regie und machte allen klar, dass er ab sofort die Verantwortung für alle in Zusammenhang mit der Katastrophe zu veranlassenden Maßnahmen übernehme. Ein hoher Polizeioffizier versuchte Helmut Schmidt an das Grundgesetz zu erinnern. Schmidt machte diesem Mann klar, dass es in diesem Ausnahmefall um Menschenleben und nicht um irgendwelche Vorschriften gehe. Dieser Polizeibeamte wurde dann im Stab Helmut Schmidts nicht mehr gebraucht.

Die Leistung der Bundeswehr in den folgenden Tagen und Wochen war enorm. Eine große Hilfe war die Technik, welche der Truppe zur Verfügung stand.

Auf Finkenwerder, das damals noch eine Art Insel war, gab es riesige logistische Probleme. Stromausfälle, Kraftstoffmangel für Hilfsfahrzeuge usw.. Das erledigte eine Hubschrauberstaffel der Bundeswehr, die Menschen und auch Tiere in den Außenbezirken versorgte.

Die Leute waren tagelang von der Außenwelt isoliert. Viele Menschen haben ihre Häuser und Wohnungen verloren. Einige von ihnen lebten ohnehin nur in den Gartenlauben in ihren Schrebergärten, weil sie bereits im Krieg ihre Wohnungen verloren hatten und es noch immer an Kapazitäten für neuen Wohnraum fehlte. Einige von ihnen hatten im Krieg auch ihre ganze Familie verloren und nun niemanden, der sie aufgenommen hätte.

Wir Polizisten gingen bis an die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit. Wir halfen, bargen Leichen und hatten nebenher auch noch normale polizeiliche Tätigkeiten zu bewältigen. Ich bin damals, nach meiner Erinnerung, drei Tage nicht zu Hause gewesen und habe in meiner Dienststelle geschlafen. Ich erinnere mich an eine nächtliche Streife in Waltershof. Es ging um die Verhinderung von Plünderungen in den leerstehenden Häusern. Auf einer Bank sah ich eine Puppe liegen und überlegte, ob ich sie meinen Kindern

mitbringen sollte. Doch als ich näher kam, erkannte ich: Es war ein totes Kind.

Ich erinnere mich auch an einen Anruf, dass im Außendeichsgebiet die Nahrungsmittel knapp wurden. Ich wusste, dass der Bäcker Körner in der Finkenwerder Altstadt in Eigeninitiative und mit Hilfe der Bundeswehr seinen Betrieb wieder zum Laufen gebracht hatte. Der Laden war voll mit Broten, Brötchen usw.. Der Bäcker Körner sah mich etwas irritiert an, als ich ihm klarmachte, dass ich die gesamte Ware mitnehme. Ich übernahm die Verantwortung für diese Entscheidung und habe diese etwas später meinem Revierführer gegenüber mit dem bestehenden Notstand begründet. Ich habe nie wieder etwas davon gehört! Die Einsatzzeiten waren sehr lang, doch sobald ich etwas Zeit hatte, schaute ich in Finkenwerder bei meinen Schwiegereltern nach meiner Familie. Ihnen ging es zum Glück gut, denn die Flut hatte ihr Haus in Finkenwerder nicht erreicht. Meine Schwiegereltern haben sich um meine Familie gekümmert und mich damit von dieser Sorge befreit.

Auch in den Tagen und Wochen nach der Sturmflutnacht fanden wir immer wieder Tote. Schlimm war es dann, den Angehörigen mitteilen zu müssen, dass ihr Lebenspartner oder ihre Kinder gestorben waren.

In Hamburg war der Notstand ausgerufen worden. Nachdem sich die Lage in den Überflutungsgebieten etwas normalisiert hatte, fand auf dem Rathausplatz eine Gedenkfeier statt. Es versammelten sich ungefähr 800.000 Menschen, um der Opfer zu gedenken.

Dieses Ereignis hat mich geprägt. Als Eigner einer kleinen Yacht bin ich zwar sehr mit dem Wasser, insbesondere der Elbe, verbunden und habe deshalb keine Angst. Doch habe ich vor der ungeheuren Gewalt des Wassers hohen Respekt bekommen.

Außerdem habe ich gelernt, dass es nicht ratsam ist, eine gut gemeinte Warnung zu ignorieren. Und nehme mir seitdem den Spruch zu Herzen: „Mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten!“



*Erinnerungen von Marlene Behrens, geb. 1952
aufgeschrieben von Katja Martha Wiegard und Stella Gabrielides*

Mein Vater gab mir Sicherheit

Marlene Behrens lebte 1962 auf Waltershof, in einem Gebiet unterhalb des Deiches. Sie hieß damals noch Gerken und war erst zehn Jahre alt. In der Nacht von Freitag auf Samstag war sie mit ihren Eltern und ihrem großen Bruder (20) zuhause. Glücklicherweise war ihr Vater, der als Kapitän für die deutsche Schleppreederei FAIRPLAY arbeitete, auch zuhause. Er ahnte die Gefahr schon früh, deshalb schickte er ihren großen Bruder stündlich zum Deich, um die Lage einzuschätzen. Schließlich kam ihr Bruder von seiner letzten Erkundung zurück und sagte, in einer Stunde würden die Deiche überflutet werden.

Da ihr Vater die Gefahren des Wassers gut kannte, drängte er die Nachbarn wegzugehen. Sie würden ertrinken, wenn sie hier blieben. Er würde mit seiner Familie das Haus verlassen und zu Freunden gehen, die auf dem Deich wohnen. Leider haben nicht sehr viele den Ratschlag angenommen und wiesen darauf hin, dass es keine Warnung im Radio gab. Zu diesem Zeitpunkt hoffte die Familie, dass nur ein bisschen Wasser ins Haus gelangen würde, und sie nahmen nur die wichtigsten Papiere mit. Das Ausmaß der Flut war zu der Zeit niemandem klar. Frau Behrens hatte auch keine Angst und war sicher, nach einigen Stunden wieder heimzukehren. Deshalb legte sie sich im Haus der Freunde einfach schlafen. Nach zwei Stunden wurde sie geweckt.

Das Wasser hatte den Deich überflutet. Als der Vater die Tür öffnete, um nachzusehen, drang das Wasser ein und schon bald stand es den Eltern bis zum Bauch. Sie mussten das Haus verlassen und Schutz auf einem der Nachbardächer suchen. Frau Behrens wurde von ihrem Bruder etwa fünfhundert Meter weiter zu einem Dach getragen, auf dem schon andere Leute Schutz gesucht hatten. Es war bereits voller Menschen.

Frau Behrens erinnert sich an einen Mann im Rollstuhl, der verzweifelt versuchte, auf das Dach zu kommen. Obwohl einige Männer ihm halfen, so gut es ging, schaffte er es nicht. An die Stunden bis zur Rettung kann Frau Behrens sich nicht erinnern. Auf dem

Dach blieben sie, bis Soldaten sie in den frühen Morgenstunden mit einem Transporter retteten. Sie wurden nach Hamburg in ein Erfassungslager gebracht, wo sie zwei Tage verbrachten. Von da aus wurde Frau Behrens für drei Wochen verschickt, so hatten ihre Eltern es leichter, das Leben wieder in den Griff zu bekommen. Zum Glück hatte die Familie Verwandte im Ausland, die sie finanziell unterstützen konnten.

Die Familie kehrte nicht nach Waltershof zurück, sondern blieb in Hamburg, wo Frau Behrens in eine neue Schulklasse kam. Mit der Flut hatte sie ihr Zuhause, ihren Besitz und ihr soziales Umfeld verloren.

Zu der Frage, was für eine Rolle Helmut Schmidt bei der Flut spielte, sagte sie: „Helmut Schmidt, das war der Mann, der uns gerettet hat.“

Seine Entscheidung, sich über Verordnungen hinwegzusetzen, insbesondere der Einsatz der Bundeswehrehubschrauber und Schlauchboote, hat vielen das Leben gerettet.

Gerade jetzt, da Helmut Schmidt vor wenigen Tagen gestorben ist, hat Frau Behrens wieder viel an ihn gedacht. Die Unterstützung vom Staat, aber auch die Hilfsbereitschaft untereinander war in den Tagen der Flutkatastrophe sehr groß. Frau Behrens ist der Meinung, dass die Flut die Hamburger Bevölkerung auf gewisse Weise zusammengeschweißt hat.

Ihre Erlebnisse prägten Marlene Behrens ganzes Leben. Noch heute ist die Flut ein großes Thema für sie, über das sie sich auch regelmäßig mit anderen Menschen austauscht. Noch nach so vielen Jahren hat sie Angst bei Sturm und verbindet Wasser immer mit Gefahr. Das spürt sie besonders auf Schiffen oder beim Schwimmen. Die Frage, warum sie nicht gewarnt worden sind, kann sie sich bis heute nicht beantworten. Sie ist sich sicher, dass ihre Familie ohne ihren Vater die Gefahr nicht erkannt hätte.

Frau Behrens ist nur noch einmal mit ihrer Mutter auf Waltershof gewesen und hat ihre Klassenlehrerin besucht. Bei diesem Besuch erfuhr sie, dass zwei Kinder ihrer Klasse bei der Flut ums Leben gekommen sind.

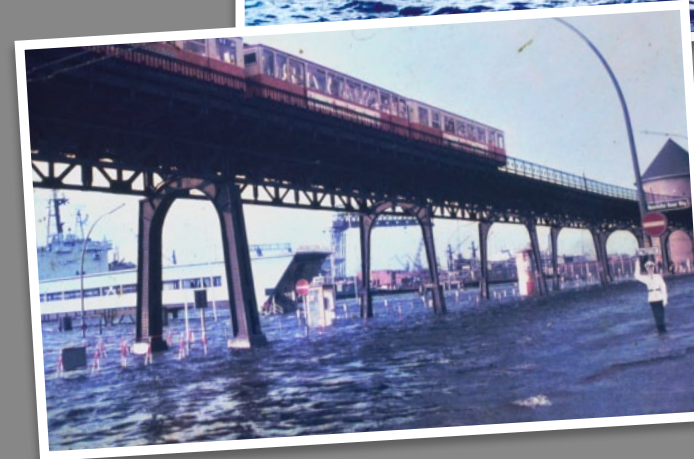


Erinnerungen von Ingrid und Roland Scheff, geb. 1935 und 1926
aufgeschrieben von Katja Lina Nehring

Die Flut kam bis zum Rödingsmarkt

Es war Samstagmorgen um zehn Uhr. Wir saßen gerade gemütlich beim Frühstück und das Radio lief. Da kamen die Nachrichten, und wir hörten zum ersten Mal eine Meldung über die Sturmflut. Der Nachrichtensprecher sagte, dass das Wasser am Rathausmarkt etwa dreißig Zentimeter hoch stand. Wir wohnten damals in Stellingen, doch unser Blumengeschäft befand sich am Rödingsmarkt. Rolands Großmutter hatte es 1895 gegründet. Kaum hatten wir die Meldung gehört, fuhren wir in die Stadt. Uns war klar, dass uns die Flut nicht verschont haben konnte. Als wir unser Geschäft betraten, war alles verwüstet. Blumen und Vasen lagen kreuz und quer. Wir öffneten die Klappe zum Keller. Dort stand das Wasser bis

oben hin. Das Wechselgeld schwamm auf der Kellertreppe. „Oh Gott“, dachten wir. Doch wir hatten nicht die Zeit, lange darüber nachzudenken, was passiert war. Wir mussten überlegen, was nun alles zu tun war. Dabei hatten wir noch Glück gehabt, weil unser Keller ein Siel hatte. Es führte zur Straße, so dass ein Teil des Wassers dorthin abgeleitet wurde. Das hatte uns vor größerem Schaden bewahrt. In den Geschäften neben uns stand das Wasser viel höher, sie hatten kein Siel. Doch es gab noch genug zu tun. Überall hatte sich Schlamm verteilt. Gemeinsam fingen wir an, den Schlamm abzutragen und auf die Straße zu bringen, wo er entsorgt wurde. Wir hatten insgesamt drei Kel-



Links: Überflutungen unter dem Hochbahn-Äquidukt Baumwall. Mitte: Überseebrücke. Rechts: Rödingsmarkt, Ecke heutige Willy-Brandt-Str.

lerräume, aus denen wir nach und nach den Schlamm hinaustrugen und auf die Straße brachten. Die nassen Füße, die wir dabei bekamen, störten uns am wenigsten. Das Schlimmste war der Gestank, der aus dem Keller kam. Durch das Siel war das Wasser zwar in die Kanalisation abgesackt, doch aus der Toilette kam es uns wieder entgegen. Es brachte auch das wieder zurück, was durch die Toilette gespült worden war. Im Geschäft waren große Materialschäden entstanden. Nicht nur Vasen waren zerbrochen und viele Blumen verdorben, auch Gestecke, die mühevoll hergestellt worden waren, waren zerstört. Für diesen Tag hatten wir eine große Bestellung, die auf ein Schiff geliefert werden musste. Zum Glück war noch ein Teil davon erhalten, einiges musste aber noch einmal neu

gemacht werden. Schließlich waren wir sehr stolz, dass wir die Bestellung trotz der Katastrophe pünktlich bei unserem Kunden abliefern konnten. Am darauf folgenden Montag haben wir unser Geschäft pünktlich wie jede Woche geöffnet. Als wir zuvor auf dem Großmarkt erschienen, wunderten sich unsere Kollegen. „Ihr lebt noch?“, fragten sie. „Wir dachten, ihr wäret ertrunken!“ In den Tagen nach der Sturmflut herrschte noch ziemlich viel Unruhe in der Innenstadt. Trotz allem haben wir viele Fotos gemacht, die unser Geschäft und die Umgebung zeigen.

*Erinnerungen von Brigitte Stallbaum, geb. 1939
aufgeschrieben von Mira Frost*

Überall roch es nach Wasser

Brigitte Hillgruber lebte 1962 im 2. Stock in einer Neubauwohnung in Wilhelmsburg in guter Nachbarschaft mit allen Bewohnern des Hauses. Dort wohnte sie seit zehn Jahren zusammen mit ihrer älteren Schwester und ihren Eltern. Brigitte hatte eine Ausbildung beim Postscheckamt absolviert und war dort angestellt.

Brigitte hat uns sehr offen ihre persönlichen Erlebnisse während der großen Flut erzählt.

In der Woche vor der Sturmflut war es bereits sehr stürmisch. Die Menschen um sie herum und sie selber hatten sich wenig Gedanken über den anhaltenden Sturm gemacht. Brigitte und ihre Schwester waren an diesem Abend allein zu Hause. Die beiden jungen Frauen merkten nicht, wie der Sturm vor ihrer Haustür immer stärker wurde.

Kurz vor 24 Uhr kamen ihre Eltern nach Hause und erzählten ihnen aufgewühlt, wie der Sturm an Stärke zugenommen hatte. In dieser Nacht weckte Brigittes Vater ihre Mutter, weil er davon geträumt hatte, dass

die Deiche brachen. So, als hätte die Familie Hillgruber gewarnt werden sollen. Ungefähr eine Stunde später rauschte das Wasser schon durch die Straßen. Die Eltern weckten Brigitte und ihre Schwester. Sie erzählten ihnen kurz und knapp, dass das Elbwasser in großen Mengen durch die Straßen schoss. Daraufhin mussten die beiden Schwestern sich anziehen. Brigitte berichtete, ihr erster Gedanke, der ihr in den Kopf kam, war: „Wir können doch nicht alle zum Kirchturm schwimmen.“ Im Nachhinein sagt sie, sie hätte damals nicht wirklich realistisch gedacht. Kurze Zeit später saß die Familie Hillgruber hinter geschlossenen Türen im Dunklen, denn der Strom war abgeschaltet. So konnten sie auch keine Nachrichten im Radio verfolgen. Da der Familienvater im technischen Dienst arbeitete, besaß er ein mobiles Funkgerät, mit welchem die Familie Nachrichten empfangen konnte. Das Wasser erreichte in ihrem Haus eine Höhe von 1,80m. Brigitte und ihre Familie bekamen im ersten



Neßdeich - Nordmeerstraße, Finkenwerder

Stock keine nassen Füße. Den Nachbarn aus dem Erdgeschoss erging es weniger gut. So halfen Brigittes Vater und andere Nachbarn den Menschen aus dem Erdgeschoss dem Wasser in ihren Wohnungen zu entkommen. Brigittes Vater und auch andere Mieter nahmen die Bewohner des Erdgeschosses bei sich auf. Brigitte verbrachte die Nacht mit ihrer Familie und den Nachbarn aus dem Erdgeschoss auf Stühlen und Bänken auf ihrer Etage. Per Funk erfuhren sie, dass die Deiche an vielen Stellen gebrochen waren. Trotz dieser schlimmen Nachricht brach keine Panik aus. Sie empfanden die Situation eher als unheimlich, aber zusammen fühlten sie sich geschützt.

So verbrachten alle Nachbarn gemeinsam zwei Tage im Haus. Es gab kein dramatisches Lebensmittelproblem, die vorhandenen Lebensmittel wurden geteilt. Als das Wasser etwas abzog, half Brigitte in ihrem Wohnhaus. Sie und ihre Mitbewohner kehrten das Wasser aus dem Erdgeschoss. Ihr Vater meinte, sie

solle im Haus helfen, um nicht auf „dumme Gedanken“ zu kommen.

Als das Wasser allmählich komplett abzog, wurde Brigitte von ihrer Arbeitsstelle, dem Postscheckamt, für 14 Tage zum Helfen eingeteilt. Alle Helfer bekamen einen dicken Pulli und Gummistiefel. Es war ihre Aufgabe, zu betroffenen Menschen zu gehen und ihnen beim Aufräumen der Wohnungen zu helfen. Für die Suche nach einer Unterkunft und trockener Kleidung war der Pflegedienst AS zuständig.

Für Brigittes Familie gab es keine tragischen Verluste. Nur Gegenstände, die im Keller aufbewahrt wurden, mussten entsorgt werden. Der Keller stand komplett unter Wasser, aber durch Trockner kam er wieder in den Normalzustand.

Wenn Brigitte zurückdenkt, „zieht“ ihr vor allem ein Geruch zurück in die Nase. In Wilhelmsburg roch es überall nach Elbwasser.



Interview: Doris Michaels, geb. 1937
aufgeschrieben von Beyza Erdur und Elmira Mohamadi

Die Flut brachte mir meinen Traummann

Alle Bilder: Verschickung nach Clausthal-Zellerfeld, Harz

Am 8. Januaer 1962 begann ich meine Tätigkeit als Lehrerin im Hamburger Schuldienst in der dreiklassigen Grund- und Hauptschule in Francop am südlichen Elbeufer.

Anfangs hatte ich noch bei meiner älteren Schwester und meiner Mutter in Flottbek gewohnt und fuhr jeden Morgen mit der Fähre über die Elbe nach Francop und nachmittags zurück. Wegen der langen Fahrt kam ich allerdings einige Male zu spät und so mietete ich schließlich ein Zimmer bei der Familie Kreft in der Hohenwischerstraße in Finkenwerder gleich hinterm Deich.

Meine Vermieter waren mir schnell ans Herz gewachsen, und ich fühlte mich dort sehr wohl. Am Abend des 16. Februar sah ich die Sendung „Was bin ich?“ mit Robert Lemke. Danach machte ich mich bettfer-

tig und wollte mich gerade hinlegen, als Herr Kreft wild an meiner Tür klopfte: „Doris, ihr müsst los! Das Wasser kommt!“ Mit „ihr“ waren seine Frau und ich gemeint. Das Wasser war schon über den Deich geschwappt, an einigen Stellen war er unterspült. Es war eisig kalt und der Sturm heulte, als wir gegen Mitternacht durch die Obstplantagen Richtung Hausbruch zur Geest hin liefen. Uns war nicht bewusst in welcher Gefahr wir uns befanden. Wir hatten zwei Taschenlampen dabei, aber es war trotzdem sehr dunkel, dazu Sturm und Regen.

Wir kamen bei den Verwandten der Krefts unter. Erst am nächsten Tag wurde uns das ganze Ausmaß der Katastrophe bewusst. Ich meldete mich beim Roten Kreuz und gab meiner Familie Bescheid, dass es mir gutging. Am nächsten Tag gingen wir nach Neugra-

ben in eine Turnhalle, in der Spenden für Flutgeschädigte gesammelt worden waren. Ich suchte nach einem Trainingsanzug und festen Schuhen, da meine Sachen in Flottbek geblieben waren. ... und dann lag da ein CHANEL-Kostüm, lindgrün mit weißer Bordüre, gar nicht meine Farbe und völlig unangebracht in dieser Situation. Aber es war CHANEL, also packte ich es ein.

Es muss der 19. Februar gewesen sein, als ich mit einem Amphibienfahrzeug der Bundeswehr wieder zurück nach Francop kam. Als ich das Ausmaß der Schäden des Wassers sah, war ich entsetzt, erschüttert, traurig und kam mir sehr hilflos vor. Seitdem habe ich Achtung, Respekt und häufig auch Angst vor diesem Element.

Das Haus der Krefts stand noch. Zwar war der Keller voller Wasser und auch im Erdgeschoss gab es Schäden, aber mein Zimmer war trocken geblieben. In der Schule sah es übel aus. Sämtliches Mobiliar und alle Akten schwammen in einer schmutzigen Brühe. Gemeinsam spannten wir Wäscheleinen unter der Decke und hängten Zeugnisse und andere Dokumente mit Wäscheklammern auf.

Von der Schulbehörde kam die Anweisung, dass Schülerinnen und Schüler aus den Überschwemmungsgebieten verschickt werden sollten.

Es waren an die 50 Kinder von Klasse 1 bis 9, die mir, zwei Kollegen und einer Mutter anvertraut wurden. Am 14. März 1962 um 9:30 Uhr fuhr uns ein Bus zur Jugendherberge von Clausthal-Zellerfeld in den Harz. Die Kinder hatten zum Teil Schweres erlebt, Angehörige verloren oder waren selbst nur knapp mit dem Leben davongekommen. Der eine Lehrer hatte anderweitige Interessen, als sich mit den flutgeschä-

digten Kindern zu beschäftigen. Jeden Abend ging er in die Kneipe. Er war keine Unterstützung. Ich rief die Schulfürsorge an. Frau Beckedorff hatte sofort Verständnis. „Ich schicke ihnen jetzt jemanden, der passt besser.“

Mit Schlitten, die wir von der Gemeinde zur Verfügung gestellt bekommen haben, machte ich mich mit einigen Schülern auf den Weg zum Bahnhof, um den neuen Lehrer, Herrn Michaels, abzuholen. Ich wollte natürlich wissen, ob der neue Hilfslehrer seiner Aufgabe gewachsen war. Dieser Herr Michaels schien mir sehr spießig zu sein. Seine Haare waren ordentlich gescheitelt, sein Fischgrätmantel saß perfekt und mit seinem zerbeulten Koffer stand er nun vor mir. „Der soll jetzt an meiner Seite sein?“, fragte ich mich. Ich musste mir eingestehen, dass er ein ziemlich freundliches Gesicht hatte.

Wir machten uns auf den Weg zur Jugendherberge, vorbei am Rodelberg. Er sollte sein Können beweisen. Ich wusste nicht, dass er noch nie rodeln war. Er rodelte also den Berg runter, kam vom Weg ab und landete direkt in einem Busch. Er kam zu mir und zog den Schlitten hinter sich her. Ich musste mir ein Grinsen verkneifen. Er sagte: „Das war wohl nichts, das muss ich wohl nochmal machen.“ So hatte er seine Probe bestanden.

Viele Kinder wurden sehr krank. Sie litten an Fieber und Angina. Uwe Michaels erwies sich als hilfsbereit, liebevoll, geduldig, einfühlsam und als guter Zuhörer. Wir konnten dann vor Ostern fast alle Kinder gesund zu Hause abliefern.

Noch im selben Jahr haben wir uns verlobt und später geheiratet.

*Erinnerungen von Erich Meyer, geb. 1946
aufgeschrieben von Burcu Selim*

Sorge um meine Tanten

Im März 1946 wurde ich in Hamburg geboren und war im Februar 1962 kurz vor meinem 16. Geburtstag. Ich bin Zeitzeuge dieses historischen Ereignisses, jedoch kein Augenzeuge. Zu der Zeit wohnte ich mit meinen Eltern und meiner Schwester in Rahlstedt. Meine zwei Tanten wohnten in Finkenwerder, und so bin ich ziemlich nahe am Geschehen gewesen.

Damals besaß nicht jeder einen Fernsehapparat. Es gab keine Handys oder Internet. Informationen erhielt man durch Zeitungen und Rundfunk.

Vor der furchtbaren Flutnacht gab es bereits eine Sturmankündigung, doch niemand rechnete mit solch einer Katastrophe. Ich war am Freitagnachmittag etwa 25 Minuten mit dem Fahrrad zu meiner Nachhilfelehrerin gefahren, um dort Unterricht zu erhalten.

Als der Sturm kräftiger wurde und hier und dort auch schon Äste von den Bäumen auf die Gehwege fielen, schickte mich meine Nachhilfelehrerin nach Hause. Diese Heftigkeiten waren auch in Rahlstedt, weit vom bereits tobenden Sturm in den späteren Flutgebieten entfernt, zu spüren. Nur mit sehr viel Kraft auf den Pedalen konnte ich nach Hause kommen. Damals gab es Laternenpfähle aus Holz, die oberirdisch über Stromkabel miteinander verbunden waren. Auf den Wegen lagen schon herabgewehte Stromkabel. Auch konnte ich auf meiner Fahrt nach Hause sehen, dass Straßenlaternen auf die Gehwege gefallen waren. Der Sturm hatte tatsächlich ganz Hamburg erfasst. Die Stromversorgung in den Haushalten fiel auch in den nicht von der Flut betroffenen Stadtteilen immer wieder aus. Während der Sturmflut waren meine Eltern, meine Schwester und ich in tiefer Besorgnis um

meine beiden Tanten, die im Flutgebiet Finkenwerder wohnten. Insbesondere meine Mutter hatte große Angst um ihre zwei Schwestern. Da Telefonate wegen des Stromausfalls in die Flutgebiete hinein nicht möglich waren, konnten wir meine Tanten nicht erreichen. Als wir schließlich spät in der Nacht erfuhren, welche Gebiete von der Flut betroffen waren, wuchs bei uns die Angst um die Tanten in Finkenwerder. Wir konnten zu Hause kein Auge zu tun. Auch hingen wir am Radio, um die ständigen Nachrichten, die immer schlimmer wurden, zu hören, sofern wir Elektrizität hatten. Draußen in unserem Garten wurden Baumzweige herabgerissen, auch schlug die Schuppentür im Wind. Schließlich meldete sich eine Tante, deren Wohnhaus an der Elbe lag und in dieser Nacht zerstört wurde. Endlich erhielt meine Familie ein Lebenszeichen. Meine Tante war evakuiert worden und in einer Turnhalle untergebracht. Sie erhielt später eine vorübergehende Wohnung in Alsterdorf, bevor sie in Steilshoop eine endgültige Mietwohnung bekam. Dorthin zogen auch viele andere Flutgeschädigte. Die zweite Tante wohnte damals im ersten Stock eines Mietshauses in Finkenwerder. Das Wasser lief in die Keller bis ins Erdgeschoss hinein. Die Bewohner des Hauses konnten nur durch den Einsatz von Booten und Hubschraubern versorgt werden, bis das Wasser massiv zurückging. Von meinen Verwandten kam also zum Glück keiner ums Leben.

Als wir die Nachrichten aus Finkenwerder bekamen, dass unsere Tanten überlebt hatten, war unglaublich große Erleichterung eingetreten. Die von der Flut betroffene Tante hatte so gut wie alles verloren.



Arbeiten am Straßendamm an der alten A24

Für beide Tanten blieb die Flut in ihrem ganzen Leben ein Thema, das immer wieder auftauchte. Man sollte wissen, dass viele der Menschen, die ihre Unterkünfte verloren haben, bereits im 2. Weltkrieg durch Bomben Wohnungen, Hab und Gut verloren hatten. Dass Helmut Schmidt als damaliger Polizei-

senator die hervorragende Rettungsaktion mit den Einsatzkräften organisierte, wird immer im Gedächtnis der Hamburger Bevölkerung bleiben. Die Hamburger rückten zusammen, was ich als Kind erfuhr und spüren konnte.



*Erinnerungen von Gerd Mertens, geb. 1938
aufgeschrieben von Annemarie Kawe*

In der Röttiger Kaserne



Links: Röttiger Kaserne, Rechts: Gerd Mertens im Rettungseinsatz

1962 war Gerd Mertens als 20-jähriger Soldat der Bundeswehr in der Röttiger Kaserne an der Cuxhavener Straße in Neugraben-Fischbeck stationiert. Am Abend der Flut fuhr Gerd Mertens mit einem Kollegen nach 22 Uhr Richtung Neuenfelde zur Gaststätte Neuenfelder Hof. Dort gab es es, laut seiner Einschätzung, die besten Bratkartoffeln der Welt. Ihr Dienstgrad erlaubte es Ihnen, zu so später Stunde unterwegs zu sein. Am Tage herrschte bereits sehr starker Sturm.

Sie versuchten, mit einem Volkswagen gegen den Sturm anzukommen. Ohne Erfolg. Sie wurden mehr zurückgeworfen, als sie vorwärts kamen. So fuhren sie wieder zurück. Sie hatten Glück im Unglück. Es stellte sich später heraus, dass auf der Höhe des Neuenfelder Hofes der Deich gebrochen war. Hätten sie versucht weiterzufahren, wären sie mit Sicherheit von den Fluten mitgerissen worden.

Angekommen in der Kaserne, sahen sie, dass das Kasernentor weit offen stand und eine Menschenmenge hineinlief. Viele hatten keine Schuhe an oder waren im Nachthemd. Gert Mertens und seinem Kollegen war in keiner Weise bewusst, was geschehen war. Ein Orkantief über der Nordsee hatte Hamburg erreicht und trieb Schneeregenschauer durch die Straßen. Deiche brachen. Die Soldaten, die bis vor kurzem noch schliefen, mussten ihre Betten für die vor dem Wasser aus ihren Häusern geflüchteten Menschen räumen. Name und Wohnort der Geflüchteten wurden notiert. Waren sie noch im Besitz ihres Personalausweises, wurden weitere Daten aufgenommen.

Gerd Mertens und die anderen Soldaten der Versorgungskompanie teilten den Geflüchteten heißen Tee, Kaffee und Essen aus, das durch die Bundeswehr organisiert worden war. Es wurde ein Rettungsplan erstellt. Gerd Mertens bekam den Auftrag, mit an-

deren Soldaten Menschen aus den Parzellen an der Wilhelmsburger Reichsstraße von den Dächern zu retten. Das Wasser war so hoch gestiegen, dass die Bewohner der Schrebergartenkolonien nur Rettung auf ihren Dächern gefunden hatten. Es war sehr kalt. Das größte Problem war, durch die Fluten zu den Menschen zu gelangen. Die Fluten waren für die meisten LKW viel zu hoch. Die Soldaten mussten Umwege nehmen, um die halberfrorenen Menschen zu bergen. Das dauerte oft sehr lange. Im Moment der Rettung hatte Gerd Mertens keine Angst. An die Gefährdung seines eigenen Lebens dachte er zu keiner Zeit. Außerdem waren die Bundeswehrsoldaten gut ausgerüstet. Gerd Mertens erlebte auch oft, wie die Menschen sich mit dem Restvorrat von Alkohol zukippten, weil ihnen so kalt war. Eine weitere Aufgabe war es, bei der Räumung der überfluteten Haspa Filiale in Neuenfelde zu helfen. Alles, was gerettet werden konnte, wurde mit eine, von der HASPA gecharterten Schiff zur Haupt-

filiale in die Innenstadt gebracht. Von der Wilhelmsburger Polizeistation erhielt Gerd Mertens auch den Auftrag, einen Ertrunkenen nach Fuhlsbüttel zum Flughafen zu fahren. Doch einer der Vorgesetzten befand ihn schließlich doch für zu jung und ersparte ihm so einen schrecklichen Anblick. Diese Situation hat Gerd Mertens bis heute nicht vergessen. Ihm bleiben auch die Bilder von den ertrunkenen Tieren im Kopf. Nach einigen Tagen leerte sich die Röttiger Kaserne. Die geflüchteten Menschen kamen vorübergehend in DRK Einrichtungsstätten.

Am Sonntag nach der Sturmflut gab es noch viel zu tun für die Soldaten. Aufräumen und das Kontrollieren der nicht befahrbaren Strecken gehörten zu ihren Hauptaufgaben. Die Fluthelfer wurden mit einer Medaille und einer Urkunde von Bürgermeister Paul Nevermann ausgezeichnet.



*Interview mit Regina Roß-Kluth, geb. 1944
aufgeschrieben von Kaya Deußing und Rümeyssa Kaba*

Mit dem Bus durch die Flut

Im Bild rechts: Regina Roß-Kluth am Teekisten-Bass in der Fernsehsendung „Aktuelle Schaubude“

Frau Roß-Kluth, heute 72, war zum Zeitpunkt der Flut gerade 17 Jahre alt. Sie machte in einer Mädchen-Band mit dem Namen Lady Crackers Skiffle Musik. Es war die erste Mädchen-Skiffle-Group Norddeutschlands. Als wir sie fragten, wie sie von der Sturmflut erfahren hatte, antwortete sie: „Ich habe gar nichts davon erfahren.“

Für einige Momente waren wir sehr verwundert, doch als wir ihre Geschichte hörten, verstanden wir. Es war ein Morgen wie jeder andere. Die junge Frau arbeitete als Praktikantin in einem Fabrikanten-Haushalt in Wellingsbüttel. Erzieherin wollte sie werden, doch dafür war sie noch nicht alt genug. Während der Woche wohnte sie dort, um ihren Pflichten nachzuge-

hen, und am Wochenende fuhr sie nach Harburg zu ihren Eltern. An besagtem Tag, am Sonnabend, den 17. Februar 1962, wollte sie wie immer nach Harburg fahren. Radios oder Fernseher waren kein Standard zu dieser Zeit, daher empfing sie auch keine Nachrichten. Nachdem sie ihre Hausarbeiten erledigt hatte, fuhr sie am frühen Nachmittag zum Hauptbahnhof. Dort angekommen dachte sie: „Was ist denn hier los?“ Chaos überall. Die Züge fuhren nicht mehr, Menschen waren in Panik und wussten nicht wohin. Sie erkundigte sich und erfuhr, dass vom ZOB eventuell noch ein Bus fährt. Also machte sie sich auf zum ZOB. Tatsächlich fand sie dort einen Bus, der nach Harburg fuhr. Sie stieg ein. Der Bus fuhr los. Nach kurzer Zeit schon schoss Wasser in den Bus und stand schnell bis zu den Treppen. Sie versicherte uns mehrmals während des Interviews, dass sie keine Angst gehabt hätte. „Wenn der Bus fährt, wird er schon wissen, wo die Straße ist!“, dachte sie damals. Sie war nur ein wenig aufgeregt.

Wenn man aus dem Fenster guckte, sah man nur Wasser. Nach einigen nassen Stunden kam sie in Harburg an. Es gab kein Licht und Telefon. Zu Fuß machte sie sich auf den Weg nach Hause. Sie war erschöpft, da die Busfahrt sehr lange gedauert hatte. Als sie bei ihren Eltern ankam, waren diese sehr verwundert, dass sie es bis dahin geschafft hatte.

„Wo kommst du denn her?“, fragten sie. „Ja, ich wollte doch kommen! So wie jedes Wochenende.“ Sie hatte

zu dieser Zeit einen Freund, der mit ausschlaggebend für die wöchentlichen Besuche war. In Harburg wurde ihr dann von der Sturmflut berichtet. Sie blieb wie immer über das Wochenende dort. Am Montagmorgen musste sie wieder zurück nach Wellingsbüttel, um das Kind der Familie, für die sie arbeitete, zu wecken und für die Schule fertig zu machen. Also fuhr sie früh am Morgen gegen 6 Uhr 30 wieder mit dem Bus los. Sie kam am Ende

viel zu spät, doch sie hatte es wieder nach Wellingsbüttel geschafft. Das Kind war natürlich schon in der Schule, also machte sie sich an die Hausarbeit.

An diesem Morgen gab es nach dem Wochenende viel Arbeit im Gästehaus. Da wurden ihr ihre Clogs zum Verhängnis. Auf einer unebenen Steinstufe im Garten knickte sie um und blieb liegen. Die Hunde kamen herbeigerannt und winselten. Es dauerte sehr lange, bis der Krankenwagen kam. Er brachte sie mit einem dick angeschwellenen, verstauchten Knöchel ins Barmbeker Krankenhaus. Im Krankenhaus spürte sie noch einmal die Folgen der Flut – sie bekam keinen Besuch. Auch viele Tage danach war der Bahnbetrieb nach Hamburg noch gestört.

Als sie im April ihren Gehgips los war und ihr Praktikum im Tagesheim beginnen wollte, musste sie wochenlang beim Trockenlegen und Säubern helfen. Das Tagesheim lag in der Sanitasstraße in Wilhelmsburg!

Heinz Petersen, geb. 1941

Mein Schutzengel hat Überstunden machen müssen

Ich arbeitete bei den HEW (Hamburgische Elektrizitäts-Werke) als Kabelmonteur und war zur Zeit der Flut beim ZB (Ziviler Bevölkerungsschutz).

Der Februar 1962 begann schon recht stürmisch. Doch so sind eben Frühjahrsstürme. Hätte man aber genau hingeschaut, wäre dem Betrachter aufgefallen, dass ungewöhnlich viele Seevögel im Binnenland waren und der Wasserstand der Elbe bei Niedrigwasser fast den Stand des normalen Hochwassers erreichte. Das Wasser konnte seit Tagen nicht ablaufen, da der Wind aus West bis Nordwest kam. Der Sturm drehte ganz auf Nordwest und wurde zum Orkan. Es gab also Hinweise, die uns hätten wachrütteln müssen. „Warum sollte man sich Gedanken machen. Es war ja seit 100 Jahren nichts passiert,“ so dachten die Menschen in Hamburg.

Gott sei Dank haben nicht alle so gedacht. Zum Beispiel gab es den Katastrophen-Einsatzstab, der alle Hilfsorganisationen und Einsatzkräfte koordinierte. Und genau von dort kam der Befehl, am Freitag dem 16. Februar 1962 um 18 Uhr, in Bereitschaft zu gehen. Um 22 Uhr wurde ich nach Harburg in die Friedrich Ebert Schule beordert.

Inzwischen war der Pegel in Cuxhaven ausgefallen, so dass Hamburg das Schlimmste erwarten musste, weil keine Wasserstandsmeldungen mehr durchkamen. Rein in die Wagen und los zum Stützpunkt. Wir kamen schnell nach Harburg, rüber über die Elbbrücken, auch die Wilhelmsburger Reichsstraße war noch befahrbar. In der Schule wurden wir erwartet und bauten gleich ein Auffanglager auf. Dann kamen

die ersten Hiobsbotschaften und die Ereignisse überschlugen sich. Erste Meldungen: Die Deiche in Wilhelmsburg, Moorburg, Georgswerder und Kirchdorf sind auf breiter Front gebrochen. Wir wurden nach Georgswerder zum Bergen und Evakuieren beordert. Unser GKRKW (Großraumkrankenwagen) war ein Ford Benziner. Der Auspuff durfte nicht unter Wasser, sonst wäre er abgesoffen. Was tun? Wir fuhrten kurzerhand in eine Werkstatt, die auf unserem Weg lag. Dort wurde ein altes Auspuffrohr angeschweißt, so dass der Auspuff über das Dach ragte und kein Wasser in den Motor kam. Als wir nun über die Wilhelmsburger Reichsstraße nach Georgswerder wollten, gab es kein Durchkommen mehr.

Alles stand so hoch unter Wasser, dass wir trotz unserer Schweißarbeit nicht weiterkamen. Um unser Einsatzgebiet zu erreichen, mussten wir eine Straße befahren, die teilweise unterspült war. Zurück konnten wir nicht mehr, denn Wenden war unmöglich. Wir mussten also genau da durch und keiner konnte uns sagen, wie weit die Straße noch befahrbar war, wo die Abbruchkante anfang. Wir hatten zum Glück Gummistiefel, so dass wir nicht gleich durchnässt waren.

Es war dunkel und die Straßendecke lag circa 60 Zentimeter unter dem Wasser. Sie war beim besten Willen nicht zu sehen. Also musste einer vorausgehen und mit den Füßen den Straßenrand abtasten und dem Fahrer signalisieren, wo die Straße befahrbar war. Ich wurde für diesen Job ausgeguckt. Dann wurde die Zündung nass und der Wagen blieb stehen. Was nun? Wir mussten handeln. Hein Schirmer, unser Fahrer,



Im Bild rechts: Elfi Freitag, geb. Petersen, Schwester von Heinz Petersen

probierte geistesgegenwärtig, ob der Starter noch funktionierte. Er funktionierte. So konnte er die restlichen zwanzig Meter mit dem Starter als Antrieb aus der Gefahrenzone fahren. Nachdem wir die Zündung trocken hatten, konnten wir unseren Auftrag erfüllen und bergen und retten. Wir waren durchgekommen, aber wie zurück? Wir mussten die Ebbe abwarten und brauchten Tageslicht, um den Verlauf der Straße zu erkennen. Unser GKRKW hatte Platz für 20 Personen. Die Geretteten konnten sich aufwärmen und so verbrachten wir gemeinsam die Nacht.

Nachdem das Wasser ein wenig abgelaufen war, konnten wir bei Tageslicht den Straßenverlauf erken-

nen und brachten die Geretteten zur Friedrich Ebert Schule. Wir wurden mit den Worten empfangen: „Ihr lebt! Ihr seid als vermisst gemeldet, weil zwölf Stunden keine Verbindung zu euch bestand.“

Nachdem wir die Leute in die Obhut der in der Schule Tätigen übergeben hatten, fiel uns auf, dass wir seit fünfzehn Stunden nichts gegessen hatten.

Nur wenig später ging es frisch gestärkt raus nach Kirchdorf zu einem Kleingartenverein. Auf der Wilhelmsburger Reichsstraße standen Bundeswehrosoldaten und versorgten die vorbeifahrenden Helfer mit Butterbroten. Jetzt zeigte sich, dass genügend Material vorhanden war, von Luftmatratzen über

Gummistiefel bis hin zu Benzin. Helmut Schmidt hatte als Polizeisenator alles, was benötigt wurde, organisiert. An den Tankstellen in der Gegend durften nur Fahrzeuge der Hilfsorganisationen und der Bundeswehr tanken. Dass wir die Letzten waren, die am Abend der Sturmflut noch über die Elbbrücken und die Wilhelmsburger Reichsstraße nach Harburg durchgekommen waren, wurde uns erst jetzt bewusst. Alle anderen mussten über Lauenburg fahren, um nach Harburg zu gelangen.

Wir entdeckten einen einsamen LKW auf einer Brücke, die über die Reichsstraße führte. Vor und hinter dem LKW war die Straße weggespült.

Die Gleise am Wilhelmsburger Bahnhof waren unterspült und eine Lok hing umgekippt in einem Wasserloch. Von den umliegenden Gartenhäusern waren nur noch die Dächer zu sehen. Uns schoss durch den Kopf: „Was wäre geschehen, wenn wir zu dem Zeitpunkt, als die Deiche brachen, auf dem Weg nach Harburg gewesen wären?“

In Kirchdorf Neuland sollten wir Menschen aus einer Kleingartensiedlung evakuieren. Einige riefen um Hilfe, doch wir hatten nur unsere Gummistiefel und Hosen. Wir forderten ein Schlauchboot an, das auch schnell zur Stelle war. Damit war unsere Arbeit aber nicht zu Ende. In Lauben suchten wir nach Überlebenden. Wir entdeckten einen alten Mann, der bis zur Brust im Wasser an seinem Tisch saß und sich daran festhielt. „Ich bleibe hier. Ich will nicht noch einmal anfangen. Erst im Krieg ausgebombt, dann die Vertreibung aus meiner Heimat und jetzt das Wasser. Nein, ich will nicht mehr. Lasst mich bitte hier.“, schrie er unter Tränen. Ich habe dann solange auf ihn eingeredet, bis er mit uns kam. Er bat uns um eines, den Kühlschrank und den Elektroherd so hoch zu setzen, damit sie nicht kaputt gingen. Wir taten ihm den Gefallen. Mit den Geborgenen, einige beschimpften uns, ging es zurück zur Schule. Die nächste Fahrt führte uns nach Wilhelmsburg zum großen Bunker. Die Menschen in den Wohnblocks mussten mit

Lebensmitteln versorgt werden. Die Bundeswehr und das Rote Kreuz waren mit Schlauchbooten im Einsatz. Es gab für uns nur noch ein kleines Schlauchboot für drei Personen. Die Strömung war allerdings so stark, dass es für zwei Paddler unmöglich war, dagegen anzukommen. Wir beschlossen, dass ich, da ich die langen Gummistiefel anhatte, das Schlauchboot durch den Strömungsbereich ziehen sollte. Ein Arzt und ein Helfer ins Boot zum Paddeln und ab ging es. Plötzlich verschwand ich von der Oberfläche. Die Straße war weggespült, ich verlor den Boden unter den Füßen und tauchte unter. Nass, wie ich war, watete ich zurück. Ich glaube, in dieser Zeit hat mein Schutzengel Überstunden machen müssen.

Ein Erlebnis bewegt mich noch heute. Der alte Mann, den ich mit Engelszungen überredet hatte mitzukommen, ist in der Nacht noch einmal zurückgegangen. Er wollte Papiere holen. Am Morgen ist er ertrunken aufgefunden worden. Das Gefühl der Hilflosigkeit, die mich bei der Nachricht überkam, werde ich nie vergessen. Abends waren wir wieder in der Schule. Die Müdigkeit kroch in meine Glieder. Ich setzte mich auf die Treppe und schlief sofort ein. Ich habe elf Stunden auf der Treppe sitzend geschlafen. Von der unbequemen Lage habe ich nichts gemerkt. Man muss sehr müde sein, um solche Schlafplätze schätzen zu können.

Mein letzter Einsatz war in Moorburg. Wir sollten die umliegenden Häuser nach noch nicht gefundenen Opfern absuchen. Uns bot sich ein Anblick des Grauens. Überall dort, wo die Deiche gebrochen waren, waren die Häuser ganz oder zum Teil weggespült. Auf jedem Hof lagen Rinderkadaver mit aufgedunsenen Bäuchen. Es war ein schrecklicher Anblick. Zum Glück haben wir keine Leichen gefunden.

Nach vier Tagen Einsatz kam die dringende Anforderung von den HEW, ich würde gebraucht werden, um die Versorgung der Bevölkerung mit Strom wiederherzustellen.

*Interview mit Wolfgang Strippgen, geb. 1946
aufgeschrieben von Rümeyssa Kaba*

Schluss mit Schlittschuhlaufen

Wolfgang Strippgen, heute 70 Jahre alt, war damals 16 und liebte es, in „Planten un Blomen“ Schlittschuh zu laufen. Als Schüler besaß er eine Dauerkarte für die Eislaufsaison von November bis März und ging fast jeden Tag auf die Eisbahn. Er wohnte in Alsterdorf am Brabandkanal. Am Freitag, dem 16. Februar 1962, bemerkte er, dass er beim Schlittschuhlaufen gar nicht mehr gegen den Wind ankam. Er musste sich über alle Maßen anstrengen, um von einem Ende zum anderen zu laufen. Der Wind war so stark, dass er ständig zurückgetrieben wurde.

Zwei Tage später war die Eislaufbahn gesperrt, und er fragte sich, warum. Es stellte sich heraus, dass auf der Eisfläche ein Zelt aufgebaut worden war, in denen die Toten aus Wilhelmsburg zwischengelagert wurden. In Ohlsdorf und den anderen Friedhöfen waren nicht genügend Kühl-Kapazitäten. „Ich empfand es als sehr merkwürdig. Ich dachte, du läufst dort immer Schlittschuh und hast in erster Linie Spaß, und plötzlich wurde es richtig ernst.“ Er war enttäuscht, aber auch schockiert, als er erfuhr, dass viele Menschen bei der Flutkatastrophe ihr Leben verloren hatten.

Zu der Zeit wohnte Herr Strippgen mit seiner Familie auf einem gigantischen Schuttplatz, sein Haus stand auf einer fünf Meter hohen Schuttfläche. Von dort ging es hinunter und man war direkt am Alsterkanal. Sein Schulweg führte ihn nach St. Georg ins Neusprachliche Gymnasium für Jungen. Er erzählte, dass der Jägerzaun vor seinem Haus vom Wind umgeweht wurde. Der Sturm war so stark, dass er Angst hatte, dass sein Haus zerstört werden könnte.

In diesen Tagen wollte er eigentlich mit dem Zug nach Bayern verreisen. Allerdings konnte er die Reise nicht rechtzeitig antreten, weil die Bahnstrecke unterbrochen war. Als sie wieder freigegeben wurde, fuhr er nach Bayern in die Ferien. Von dort wollte er mit den Menschen, die er besucht hatte, nach Österreich fahren. Der österreichische Grenzbeamte wollte seinen Ausweis sehen. Er hatte keinen dabei. Da sagte der Bekannte von Herrn Strippgen: „Der kommt aus Hamburg, da ist doch Flut, er hat alles verloren.“ Daraufhin sagte der Beamte: „Ach ja, danke und weiter gute Fahrt.“



*Ein Gespräch mit Ruth Loah
aufgeschrieben von Burcu Selim und Sandra Hasselfeldt*

Im Büro von Helmut Schmidt

1955 arbeitete ich als Angestellte beim Hauptausschuss der Arbeiterwohlfahrt in Bonn. Die Angestellten der SPD Fraktion im Bundestag und die Angestellten des SPD Parteivorstandes waren zu einem Betriebsausflug auf dem Rhein eingeladen. Meine Schwester, die beim SPD Parteivorstand gearbeitet hatte, nahm mich auf dieses Fest mit, bei dem ich Helmut Schmidt kennenlernte. Es wurde viel getanzt. Er forderte mich einige Male zum Tanz auf. Am Ende des Abends fragte er mich überraschend, ob ich nicht Lust hätte, ins Bundeshaus zu kommen, um dort für ihn einige Briefe zu tippen.

So fing ich an für Helmut Schmidt zu arbeiten. 1962 war ich 28 Jahre alt. Helmut Schmidt war Bundestagsabgeordneter, und ich hatte für ihn in Bonn gearbeitet. Als er für seine neue Position als Polizeisenator nach Hamburg ging, hatte ich eigentlich geplant, im Forschungs- und Beratungsunternehmen INFAS in Bad Godesberg anzufangen. Schmidt überzeugte mich, trotz meiner Pläne eine dreitägige Prüfung beim Personalamt des Hamburger Senats abzulegen. Ich bestand die Prüfung und folgte Schmidt nach Hamburg.

Am Abend der Sturmflut war ich noch in Bonn. Der Umzug des Büros von Bonn nach Hamburg musste ja noch organisiert werden. Ich hatte einen Bericht von der Sturmflut im Fernsehen gesehen. Am nächsten Tag fuhr ich direkt nach Hamburg ins Büro. Im damaligen Polizeipräsidium am Karl-Muck-Platz hatten wir im 1. Stock einige Räume zur Verfügung. Als ich im Vorzimmer an meinem Arbeitsplatz saß, ging plötzlich die Tür zum Büro von Schmidt auf. Ich erkannte ihn im ersten Moment nicht wieder. Er hatte einen Drei-Tage-Bart, trug einen alten, dunkelgrünen, ledernen Militärmantel, der bis zu seinen Knöcheln reichte, und sein Kopf war bedeckt mit einer grauen, selbstgestrickten Seemannsmütze. Während der Sturmflut ist Schmidt jeden Morgen in diesem Aufzug in den Hubschrauber gestiegen und über das Flutgebiet geflogen.

Im Film „Die Nacht der großen Flut“, in dem Ulrich Tukur Helmut Schmidt spielt, entsteht teilweise ein falsches Bild von Schmidt. Tukur ist ständig gestriegelt und im feinen Anzug gekleidet, so war das aber nicht.

Immer, wenn Schmidt nach den Flügen über das Flutgebiet zurück war, fand eine Lagebesprechung statt. Die Mitglieder des Katastrophenteams kamen aus den verschiedenen Bezirksämtern, die damals unmittelbar von der Flutkatastrophe betroffen waren. Außerdem gehörten noch Spezialisten aus verschiedenen Bereichen dazu.

Alle sind seinen Anordnungen gefolgt, weil sie merkten, dass Schmidt sich voll und ganz der schwierigen Aufgabe widmete.

Aufgrund seiner morgendlichen Erkundungsflüge konnte Schmidt auch durchschauen, wenn jemand etwas sagte, das nicht stimmte, er hatte ja zuvor alles persönlich in Augenschein genommen. Es waren viele Fragen zu klären. „Wo bekommen wir die

Decken für die Flutopfer und für die Obdachlosen her?“, „Was müssen wir beschaffen?“ oder „Was machen wir mit den Toten?“ Für die, die ihr Haus verloren hatten, wurde eine Unterkunft organisiert, so dass sie wieder ein Dach über dem Kopf hatten. Zu dieser Besprechung musste ich jeden Morgen die Daten wie Hochwasserstand und Windstärke beim Seewetteramt einholen und vorlegen.

Ich musste Schmidt übers Telefon auch häufig mit der NATO in Paris verbinden. Als er Mitglied im Verteidigungsausschuss des Bundestages war, hatte er General Lauris Norstad, den obersten Befehlshaber der NATO in Europa, kennengelernt. Schmidt bat ihn, uns Hubschrauber und Sturmfahrzeuge zur Verfügung zu stellen, um weitere Hilfe leisten zu können. Dieser Bitte ist Lauris umgehend nachgekommen.

Die Toten wurden in Planen un Blumen in einem Zelt auf der Schlittschuhbahn aufgebahrt, damit die Menschen, die Angehörige vermissten, diese identifizieren konnten.

Außerdem riefen täglich Menschen an, die helfen und spenden wollten. Ich kümmerte mich mit zwei Telefonen gleichzeitig um diese Spendenanrufe. Ich erinnere mich noch genau daran, dass ich einmal ein Telefonat mit dem Boxer Max Schmeling führte. Er besaß damals schon einen Getränkemarkt und informierte sich bei mir, wohin er Getränke mit seinen Lastwagen liefern könne, um den Betroffenen zu helfen.

Albert Schweitzer rief auch an und schrieb Schmidt einen Brief, in dem er Schmidts Einsatz während der Sturmflut lobte. Dieser Brief ist Bestandteil des Privatarchivs im Neubergerweg.

Einmal erreichte uns ein Päckchen, in dem eine Puppe und ein Brief von einem kleinen Mädchen lagen. Sie schrieb: „Lieber Onkel Schmidt, ich schicke dir meine Lieblingspuppe und ich möchte, dass du sie einem anderen Mädchen schenkst, das alles verloren hat.“ Da Schmidt gerade nicht da war, antwortete ich

dem Mädchen, dass er sich bestimmt sehr darüber freut, dass sie ihre Lieblingspuppe opfern wolle. Ich legte ihm den Brief auf den Schreibtisch und er steckte ihn nach Feierabend ein. Ich bin sicher, dass ein betroffenes Kind die Puppe bekam.

Im Katastrophengebiet hatte ich zum Glück keine Verwandten oder Freunde. Meine Arbeitstage während der Sturmflut waren mindestens Zwölf – Stunden – Tage.

Die Arbeitstage bei Schmidt waren außerdem häufig lang und auch oft sehr anstrengend. Ich habe wirklich sehr viel gearbeitet und mir Arbeit mit nach Hause genommen. Ich kam manchmal nur zum Schlafen und übers Wochenende nach Hause.

Die meiste Arbeit lag im Schreibmaschine schreiben. Schmidt hat die Reden, Briefe und Artikel mir direkt oder in einen Stenografen diktiert, und ich musste sie abtippen. Damals gab es noch keine Drucker oder Kopierer. Die Texte habe ich häufig mit sechs Durchschlägen geschrieben. Und wenn es noch mehr Kopien sein sollten, benutzte ich Matrizen. Eine Matrize ist ein Bogen in der Größe eines DIN A4 Blattes, ein Wachsbogen mit einem Farbblatt dahinter, auf den man mit der Schreibmaschine tippt. Damit hatte man dann eine Vorlage, mit der man viele Kopien drucken konnte. Die Buchstaben auf der Schreibmaschine mussten regelmäßig gesäubert werden, weil sich das Wachs in ihnen absetzte. Hatte man sich verippt, musste man den Buchstaben mit einer speziel-

len Flüssigkeit löschen. Die Tage während und nach der Sturmflut haben die Kollegen aus dem Büro von Schmidt zusammengeschweißt. Wir waren ein richtig tolles Team, da sich jeder auf den anderen verlassen konnte. Abends spielten wir gemeinsam im Flur Tischtennis. Sogar Schmidt ist auf dem Nachhauseweg vor dem Paternoster stehen geblieben und hat manchmal ein paar Runden mit uns gespielt.

Die letzten fünf Jahre bis zu seinem Tod waren anstrengend. Viele von Schmidts Freunden starben vor ihm, wie z.B. Peter Schulz, Siegfried Lenz, Richard von Weizsäcker und viele andere. Schmidt meinte zu mir: „Ich bleibe als letzter übrig. Schön ist das nicht.“

Die Entscheidung für Helmut Schmidt zu arbeiten, habe ich nie bereut. Ich bin unglaublich dankbar, dass ich so viele Jahrzehnte für ihn arbeiten durfte. Sechzig Jahre waren es insgesamt.

Bedingt durch den Krieg habe ich nur sechseinhalb Jahre die Schule besucht. Mehr war das nicht.

Deswegen war ich oft unsicher und dachte: „Sieh zu, dass du bloß alles richtig machst.“ Trotzdem war es mir noch lange peinlich, dass ich keine Ausbildung hatte. Doch Helmut Schmidt gab mir die Sicherheit, dass man auch ohne lange Schulbildung mit Ehrgeiz erfolgreich sein kann.

Ich denke oft: Hätte ich die letzten sechzig Jahre Tagebuch geführt, dann wäre aus dem, was ich erlebt habe, ein richtig tolles Buch geworden.



Helmut Schmidt und Ruth Loah

Brief von Albert Schweitzer an Helmut Schmidt

An Herrn Helmut Schmidt A- Albert Schweitzer
Hamburger Innensenator Lambarene, Gabon
Hamburg West-Äquatorialafrika
Sa . 6. 3. 1962

Sehr geehrter Herr Innensenator

Aus den Nachrichten, die nach und nach hier in der Ferne zu uns gelangen, erhalten wir einen Begriff von der Erschütterbarkeit der Katastrophen, die über Hamburg hereinbrach. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie tief mich dies, einwachen Bekannten Hamburgs, bewegt.

In den Nachrichten ist mir aber aufgefallen, wie Sie die Leistung der Rettungsarbeiter, als ein vom Schicksal berufenes, in die Hand nehmen und durchsetzen. Erlauben Sie mir alten Mann, Ihnen meine Hochachtung auszudrücken. Innerlich habe ich das "Lied vom braven Mann", in dem es sich ja auch um ein Bit in der Wassermut handelt, Ihnen zu Ehren vorgesagt. Ich komme es noch von der Schule her.

Handwritten signature: *Handwritten signature of Albert Schweitzer*
am 4/4. 62: *Handwritten signature* Albert Schweitzer.

Helmut Schmidt fotografiert von Helmut R. Schulze



Beim Telefonieren im Büro der ZEIT



Im Büro der ZEIT



Mit Präsident Sadat im Privathaus in Gizeh, Kairo



Ehepaar Schmidt vor den Pyramiden und der Sphinx



Mit Förderer Justus Frantz beim Schachspielen auf Teneriffa



Ehepaar Schmidt Besuch in den Höhlen von Göreme, Türkei



Recherchen im
Archiv Helmut Schmidt und in
der Bibliothek der Helmut Schmidt
Universität





HELMUT UND LOKI SCHMIDT-STIFTUNG

